Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 21 Leipzig, den 23. Mai **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zufall und Gebetserhörung — Charles Secrétan. Zweite Hälfte — Strindberg zur „Psychophysiologie
es Gebets." Ein Zeichen der Zeit aus der Frankfurter Zeitung — Nochmals der Religionskongreß in Chicago — Moritz von
Egidy — Lucifer — Bücher und Schriften: Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu; Predigten; Welche Hauptgefahren bedrohen den evangelischen
Glauben und das christliche Leben der Gegenwart; Reden zur Verteidigung des christlichen Glaubens; Nachklänge des Irrenseelsorgestreits;
Ueber Parität; Kirchhofsskandale in Lothringen — Verschiedenes: Wider den Trinkzwang; Die religiöse Bildung besonders des niedern
italienischen Volks; Herr Professor Cremer; Ist das möglich? — Kongreß in Erfurt! — Anzeigen

Zufall und Gebetserhörung

Joh. 4, 53

„Ein eigentümlicher Zufall! Ein merkwürdiges Zusammentreffen!" würde heute mancher sagen, wenn ihm begegnete, was der königliche Beamte im Evangelium erlebt, der von seinen Knechten erfährt, daß das Wort Jesu: Dein Sohn lebt! und die Wendung zum Bessern in der Krankheit seines Kindes in dieselbe Stunde fallen. Der dankbare Vater denkt nicht so, sondern er glaubt mit seinem ganzen Hause; denn er sieht in der Heilung seines Sohnes die Erhörung seines Gebets. Seine Bitte an Jesus von Nazareth mußte für ihn ja zum Gebet werden, das er an den Gott richtete, als dessen Gesandter Jesus auftrat und in dessen Kraft er wirkte. Um was wir aber gebetet haben, das schenkt uns nicht der blinde Zufall, sondern der lebendige Gott. Wer um das tägliche Brot bittet, dem wird es nicht zu teil als ein Geschenk eigner Arbeit und günstiger Umstände, sondern als eine Gabe des himmlischen Vaters. Wer um Gedeihen seiner Arbeit gebetet hat, der kann nicht sagen: Ich habe Glück gehabt bei meinem Unternehmen, sondern er spricht: Gott hat mein Thun gesegnet. Wer in schwerer Krankheit um Genesung bat, der ist nicht geheilt, weil der Arzt, den er zufällig gewählt hatte, zufällig sein Leiden richtig erkannte und zufällig das rechte Mittel wählte, sondern weil dieser Arzt ein Werkzeug in der Hand des allmächtigen Gottes war. Wenn wir beten: Dein Wille geschehe, so verliert der blinde Zufall seine unberechenbare Gewalt über unser Leben, und wir empfangen alles, was uns trifft, Liebes oder Leides, Glück oder Not als ein Geschenk aus der Vaterhand des Gottes, ohne den kein Sperling vom Dach und kein Haar von unserm Haupte fällt. Darin aber vollendet sich unser Glaube, daß wir in unserm ganzen Leben, im Kleinen wie im Großen, in der Lust wie im Schmerz die Weisheit und Liebe des lebendigen Gottes erkennen und in geduldigem und demütigem Vertrauen erproben. Dazu bedarf unser Glaube notwendig des bittenden Gebetes, in dem wir alles, mag es noch so unscheinbar oder noch so hoch sein, von der Vaterliebe unsers Gottes erflehen. Darum: im Gebet lebt und atmet unser Glaube.

Rfs

Charles Secrétan

Geboren am 21. Januar 1815, gestorben am 23. Januar 1895

4

Die dritte Periode, mehr und mehr von diesen sittlichen Ideen beherrscht, führt unsern Philosophen auf den Kampfplatz der ökonomischen und politischen Fragen; die reife Frucht jener Zeit war sein letztes, größeres Werk: „Zivilisation und Glaube," das von allen seinen Büchern die größte Anerkennung fand, teils durch die Zahl seiner Bewundrer, teils durch die Menge der Kritiken, die es hervorrief. — Für die Zersplitterung und die Erschütterung der modernen Gesellschaft und die immer weiter um sich greifende Fäulnis sah Secrétan nur ein wirksames Heilmittel: nicht etwa die brutale äußere Revolution, deren Ziel und Zweck der staatliche Kollektivismus wäre, sondern die innere Erneuerung der Herzen, die entschlossen sind, ihr eignes Interesse beiseite zu lassen, um sich in Liebe hinzugeben nach den Vorschriften des Gewissens und dem Gesetz des Evangeliums. Er sprach jetzt im Namen derer, die „nicht von der Welt abstrahiren können," die „verstehen wollen, aber nur, um mit diesem Verständnis andern zu dienen, und deren beherrschende Leidenschaft nicht die Neugier, aber die Liebe sein soll." Wenn auch natürlich bei seiner Behandlung der sozialen Frage das Prinzip, das, seiner Ueberzeugung nach, der einzige Hebel für jede dauernde soziale Besserung sein konnte, das Uebergewicht hatte, prüfte er doch unparteiisch auch die andern möglichen Mittel, das Uebel zu mindern und neue gesetzliche Wege für eine soziale Organisation zu finden. So stellte er als absolutes Ziel hin, wie es die Pflicht, die Natur, die Vernunft und der Wille zum Guten vorschreibt, die möglichst vollkommene Entwicklung aller Glieder der menschlichen Gesellschaft, im Maximum individueller Freiheit, soweit es mit der Freiheit des Andern verträglich ist — für jeden im Bereich des Möglichen das nötige Wohlbefinden und die ausreichende Muße zur Entfaltung seiner persönlichen Neigungen. Zur Verwirklichung dieses Zieles trat er für Kooperation, für Beteiligung an Wohlthätigkeitseinrichtungen, für obligatorische Versicherung, Kürzung der Arbeitszeit, Verminderung des Erbrechts ein; vor allem verfocht er das Recht auf Arbeit, nicht ohne ernste Einwürfe gegen das extreme Programm des heutigen Sozialismus und besonders gegen dessen Tendenz auf vollständige Bodenverstaatlichung zu erheben. Er erklärte unumwunden, die Pflicht jedes Menschen sei, sich zu fragen, ob er den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu billigen vermöge. Könne er das nicht, so müsse er unweigerlich und persönlich mitarbeiten und zu helfen versuchen. Dabei komme es nicht so sehr auf eine momentane Erleichterung der materiellen Leiden an, als auf eine dauernde Besserung des Arbeitsrechts, das jedem gerechten Anspruch der Arbeiterklasse genügen muß.

„Zivilisation und Glaube" ist mehr als ein Buch, es ist eine That, ein Akt der Pflicht und der Liebe. Trotz der gefundnen Anerkennung wurde das Buch doch nicht populär; daran hinderte es die Höhe seines Gedankengangs, der oft schwierige Stil, das Vermeiden jener interpretirenden Zwischenerwägungen, die das Verständnis zu erleichtern pflegen, und die Vorkenntnisse, die es bei den einschlägigen Fragen voraussetzt. Trotzdem sprach er zu denen, die es verstehen konnten.

Was Secrétan „seine Utopie" nannte („Neue ethische und soziale Studien," 1892 erschienen), war nichts andres als diese soziale Erneuerung, wie er sie voraussah; das Buch war nur eine Weiterführung der Linien, die er selbst schon

früher zu ziehen begonnen hatte.*) Man sieht, für Secrétan war der Augenblick, wo ihm etwas als Pflicht erschien, auch zugleich das Signal zum Handeln; ihm war wirklich die Tugend ein Wissen. Ein aufmerksamer Blick, den er auf die Leiden der menschlichen Gesellschaft warf, eine Ahnung der Heilmittel, die um jeden Preis angewandt werden müssen, genügte ihm, um seine ganze Arbeitskraft nach dieser Seite zu lenken und alle Kraft, die ihm noch blieb, auf die Lösung des sozialen Problems zu verwenden. War das auch in den Augen vieler ein Abfall von seinem ursprünglichen Beruf als Philosoph, so war es doch jedenfalls ein Wachsen seines Wertes als Mensch, denn er übte dadurch den Gehorsam gegen die Probleme, die die Zeit beherrschen, und erfüllte die Pflichten, die sie von einem jeden nach dem Maß seiner Kräfte verlangte. Wenn das Ziel des Protestantismus in der Verwirklichung eines immer vollkommneren Gehorsams gegen eine innere Autorität besteht, dann war Secrétan der beste Protestant unter den modernen Denkern. Je freier er in seinem Denken wird, um so abhängiger ist er von dieser Autorität in seinem Willen, und dasselbe Prinzip, das die Befreiung seines Willens leitet, beherrscht auch die freiwillige Unterwerfung seines Herzens.

„Zivilisation und Glaube“ und „Religion und Theologie“**) enthalten in großen Zügen die theologischen Anschauungen unsers Philosophen. Diese beiden Schriften muß man zu Rate ziehen, um sich von der vollständigen Freiheit Secrétans gegenüber jeder äußern dogmatischen und kirchlichen Autorität zu überzeugen, von der kapitalen Bedeutung, die er der innern Autorität Gottes einräumte, wie sie im Gewissen fühlbar wird, von der Ueberzeugung seiner eignen Sündhaftigkeit, von seinem Glauben an die Heiligkeit Christi, sein Erlösungswerk und der Wirksamkeit des Gebets. Dennoch ersparten ihm diese Anschauungen, die natürlich den heftigsten Widerstand des Positivismus hervorriefen, dessen Bekämpfung ein Teil seines Lebenswerks war, nicht mancherlei Vorwürfe von orthodoxer Seite und von vielen Berufstheologen, die die Entwicklung der Ideen Secrétans mit einem gewissen Mißtrauen verfolgten, und auf deren berechtigte und unberechtigte Einwürfe hier einzugehen uns zu weit führen würde. Was seine kirchliche Haltung betraf, so hatte Secrétan die meisten Sympathien für die Eglise libre; in späteren Jahren wuchs seine Zuneigung zur Staatskirche. Ohne jede Engherzigkeit suchte er die Nahrung seiner Seele überall, wo er sie fand. „Seine sittliche Kraft suchte der große Philosoph — wie es in einem Nachruf der Lausanner Zeitung heißt — alle Sonntage ganz bescheiden und demütig in irgend einem Gotteshaus zu Füßen des Kreuzes von Golgatha; dort warf er alles von sich, vergaß sein großes Wissen, fiel auf seine Kniee und betete wie ein Kind.“

5

Dürfen wir nicht nach dieser summarischen Würdigung der Hauptwerke Secrétans den Schluß ziehen, daß sein Werk bedeutend war, und daß dieser große Kämpfer im Reich der Idee, dieser „Philosoph der Pflicht“ mit Recht unter die größten geistigen Existenzen als eine der sittlich mächtigsten Gestalten gezählt werden muß, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat? Das unterscheidet ihn eben gerade von einem Schérer, Taine und Rénan, mit denen er in andrer Beziehung zu vergleichen ist. Er besitzt den Stützpunkt, den jene verloren haben. Dieselben Gründe, die jene in den Skeptizismus stürzten, stärken ihn in seinem Glauben. Da, wo sie fallen, steht er aufrecht; wo sie niedersinken, wird er groß. Er steigt immer höher, manchmal so hoch, daß man fürchten muß, sein freier Geist stürze in den leeren Abgrund des unnennbaren Absoluten. Ein starkes Seil hält ihn davon zurück, das Pflichtgefühl hält ihn fest an dem Felsen der Heiligkeit des Guten.

Immer behielt er das große Ziel fest im Auge, aber dabei war er von einer wunderbaren Vielseitigkeit und besaß einen weiten Interessenkreis. Er war Dichter, leidenschaftlicher Naturfreund,*) begabt mit einem seltenen umfassenden Blick, der für alles Interesse hatte: Philosophie, Theologie, Politik, Litteratur — alles, soweit es ihn im Leben vorwärts brachte und seinen Horizont erweiterte. So erhob sich sein Denken in jugendlicher Frische immer wieder zur Entdeckung des Neuen. Sein großes Herz ließ ihn alles umfassen, was ihm gerecht schien; besonders führte er die Sache der Schwachen, Enterbten und Unglücklichen. Von ihm konnte man wahrlich sagen: nichts Menschliches war ihm fremd. — Er war mehr als ein Mann von tiefer und fester Ueberzeugung und hinreißender Sympathie, er besaß auch das Vermögen, sich andern mitzuteilen, er war ein „Erzieher der Seelen“ mit hervorragender Gabe der Suggestion und mit dem vollkommen ausgebildeten Talent, andre „denken zu machen.“ Wie Denken und Leben für ihn niemals zwei getrennte Gebiete waren, so bot er in seiner Person das seltene, schöne Schauspiel: Kühnheit geistiger Spekulation mit Demut des Herzens und Heiterkeit des Glaubens geeint.

Zwei Seelen mit ihren zwei verschiednen Weltanschauungen wohnten in seiner Brust, aber nicht die Faustischen Seelen des Zwiespalts, sondern zwei Denkweisen, wie sie das Christentum allein zu vereinigen mag: die eine sieht das Uebel in der Welt und deckt es auf, die andre glaubt an den Triumph des Guten.

Er selbst schrieb: Ich fand, als ich mir meinen Weg in dieser armen Welt zu bahnen suchte, viel Häßliches und Schlechtes. Ich fand, daß der Pessimismus eine Erfahrung ist, aber ich fand auch überall ein dringendes, mächtiges Bedürfnis, an das Gute zu glauben, trotz aller traurigen Erfahrungen, und eine allgemeine Hoffnung, daß alles einst gut enden wird, daß ein gutes Ende alles gut macht. Der Optimismus ist ein Bedürfnis und ein Gesetz des Herzens. Ich suchte die Lösung dieses Rätsels und untersuchte alle, die sich mir boten; ich fand die meinige nur in der Idee des Christentums.

Das Einzige, wofür er bei seinem Forschen, seinem Denken und seinem Stil jederzeit zu einem Opfer bereit war, war die Aufrichtigkeit; das Gefühl der „Gegenwart des Wahren“ war in seinen Augen allein überzeugend, und wie er nie schrieb, nur um zu schreiben, sondern um andern seine Ueberzeugung mitzuteilen, ordnete er diesem Gesichtspunkte alles unter. Manchmal war seine Sprache abgenutzt, hie und da selbst dunkel — bei einem Franzosen immerhin eine Seltenheit — und der Einschlag seines Raisonnements wenig anziehend, wenn der klare Ausdruck des Gedankens eine Verletzung der Eleganz des Stils nötig machte. Aber dann erreichte dieser Stil auch wieder eine erhabne Schönheit, wenn der Meister auf den Flügeln des Enthusiasmus sich zu einer Gedankenhöhe erhob, von der sein Wort wie ein sonnenbeglänzter Bach hinabrieselte voll von Licht, Wärme und Leben.

Das ganze Werk dieses Mannes, der nicht nur ein hoher Geist, der auch der Edelsten und Besten einer war, die je die Menschheit zierten, scheint wie eine wunderbare Illustration des Pascalschen Wortes: „Große Gedanken kommen aus dem Herzen.“ Gewiß hat er noch nicht das letzte Wort gesprochen. Seine Philosophie der Freiheit setzt eine Philosophie des Gehorsams voraus, die noch nicht geliefert ist, diese Aufgabe liegt uns noch ob; trotzdem wird sein Wort für lange Zeiten eine befreiende Macht für jeden lichtsuchenden Geist sein, und wir danken Gott, daß er unter uns einen so gewaltigen Verteidiger erweckt hat, dessen Name hinfort nicht mehr getrennt sein wird von denen eines Pascal und eines Vinet. Gaston Frommel (Pl)

*) Dem Buche, bei dem man vor allem den Enthusiasmus des siebenundsiebzigjährigen Verfassers bewundern mußte, war folgende poetische Kritik zu teil geworden:

. . . ne vous endormez plus sous un poirier sauvage
c'est malsain croyez moi, lorsque l'on a votre âge.

**) Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift wird demnächst erscheinen.

*) Soeben gab eine pietätvolle Hand einige Artikel Secrétans als Broschüre heraus: Paysages vaudois. Sie sind ein poetischer Niederschlag der jährlichen Fußwanderungen des rüstigen Greises.

Strindberg zur „Psychophysiologie des Gebets“

Ein Zeichen der Zeit — aus der Frankfurter Zeitung

Die Frankfurter Zeitung brachte jüngst im Feuilleton ihrer Nr. 130 einen merkwürdigen Artikel unter der Ueberschrift: „Die Psychophysiologie des Gebets. Von August Strindberg (Paris).“ Wir nennen ihn ein Zeichen der Zeit, mehr noch

als um seiner selbst um der Anmerkung willen, mit der die Frankfurter Zeitung ihn einführt. Sie lautet:

Obigen Aufsatz, aus der Feder des schwedischen Dichters, entnehmen wir dem heute hier eingetroffnen Maiheft der Pariser Revue Blanche. Wir veröffentlichen den Artikel nicht bloß, weil es von allgemeinerm Interesse sein dürfte, einen Mann wie Strindberg intimere Bekenntnisse aus dem Bereich seines Seelenlebens ablegen zu sehen, sondern weil diese Darlegungen auch *eine höchst merkwürdige Zeiterscheinung sehr lehrreich wiederspiegeln; die Hinneigung zur Gläubigkeit, der sich da und dort einzelne bisher bereit geblicbne Geister* (und in Frankreich sogar schon die ausgelassensten Vaudevillisten) *zuwenden.* August Strindberg marschiert nicht gleich mit Sack und Pack ins Lager der Bekehrten, noch sucht er Wahn und Einsicht auf künstliche Weise in Uebereinkunft zu bringen, allein so zögernd er immer die Füße auf den Weg setzt, *so öffnen sich ihm doch schon von weitem die Thore von Damaskus.* Wenn dereinst die Woge des jetzigen Kulturwirrwarrs abgerollt und wieder ein klareres Entwicklungsstadium erreicht sein wird, dürfte *diese neueste Thorenbeichte* Strindbergs *als menschliches Dokument und charakteristisch für unsre Tage geschätzt werden,* und deshalb soll sie hier ihre Stelle finden.

Wir nehmen natürlich an Strindbergs Bekenntnis ein sehr andersartiges Interesse als die Frankfurter Zeitung. Was ihr bereits Thorenbeichte dünkt, ist uns längst noch nicht göttliche Thorheit genug. Wer den lebendigen Gott kennt und im Glauben zu ihm betet, wird aus dieser psychophysiologischen Studie eines Atheisten einen neuen Beweis der suchenden Heilandsliebe Gottes herauserkennen.

* * *

Vor einigen Jahren lebte in Schweden ein Wunderdoktor, der die Kranken durch Auflegen der Hände kurirte, genau so, wie der Doktor Charcot oder die öffentlichen Magnetiseure. Aber dieser Wundermann hat den ungewöhnlichen Brauch angenommen, während der Handlung Gebete herzusagen, was nicht ganz mit den Gepflogenheiten des Doktors Charcot übereinstimmte. Dieser Mensch war ohne Wissen und unfähig, durch ernste Gründe seine Heilkunst auseinanderzusetzen: bescheiden schrieb er sie einer höhern Macht zu. Der arme Teufel wurde von einem vornehmen Kranken bemerkt und gelangte so zu Ehren und Ruf. Sofort hielten die Liberalen es für notwendig, ihrem herkömmlichen Programm lebhafte Angriffe auf den Quacksalber hinzuzufügen. Diese Angriffe wurden immer stürmischer, und schließlich begann jedes Mitglied der liberalen Partei es als seine Pflicht zu betrachten, so häufig als möglich dem Wunderdoktor, der als Charlatan hingestellt wurde, eins zu versetzen. Nichtsdestoweniger blieb die Thatsache unleugbar: der Mann kurirte gewisse Krankheiten, hauptsächlich Nervenkrankheiten, durch Auflegen der Hände und durch das Gebet.

Ich sah den Mann niemals, aber ich hörte das allgemeine Geschrei und nahm mich wohl in Acht, eine der Strömung entgegengesetzte Meinung zu äußern, was für meine Familie und mich von ernsten Unannehmlichkeiten hätte begleitet sein können. Schweigen war jedoch gerade so gefährlich, und es fehlte nicht an einzelnen Fragern, die Schweigen für geheimes Einverständnis ansahen. Auf diese Weise wurde ich also verdächtig, und war demgemäß in meiner Eigenschaft als Arzt gezwungen, mich gegen den Wunderthäter auszusprechen, obgleich ich weder seine Person, noch die Art seines Vorgehens jemals gesehen hatte.

Vom Auflegen der Hände hatte ich mir eine Meinung gebildet, da ich schon oftmals Kopfweh durch magnetisches Streichen geheilt hatte; aber daß ein Gebet als solches die Wirkung dabei erhöhen könnte, das war mir umsoweniger in den Sinn gekommen, als ich Atheist war. Ich verwarf diese Möglichkeit kraft eines zwingenden Vernunftschlusses, der mich alles ausmerzen lehrte, was die aktuelle Wissenschaft zurückweist; habe ich nicht kürzlich erst einen Gelehrten in Elend und Vergessenheit geraten sehen aus keinem andern Grunde, als weil er die Frage der vierten Dimension hatte studiren wollen? Jedoch kurze Zeit darauf trug sich in meinem eignen Hause ein Ereignis zu, das mich entgegen meinem Wunsch und Interesse zwang, die Macht des Gebets zu erproben.

Eines Nachts werde ich von meiner Frau geweckt, die mir unter Geberden der Verzweiflung mitteilt, daß unser siebenjähriges Töchterchen von Krämpfen befallen sei — —

Auf ihrem kleinen Bett sah ich meine Tochter ganz steif daliegen; die Glieder waren verdreht, die Daumen zurückgebogen, die Augen blutunterlaufen, der Blick starr, das Gesicht blau. Alle Symptome wiesen auf einen Fall nächtlicher Epilepsie. Ich nahm aus meiner Dienstapotheke Bromkalium und Belladonna und bemühte mich, meiner Frau Mut zuzusprechen. Obgleich ich nur ein beschränktes Vertrauen zu Medikamenten hatte, wurde ich, verzweifelt, wie ich war, und in der Furcht, das Teuerste zu verlieren, bei dem Versuche, sie zu beruhigen, plötzlich selbst vollkommen ruhig, gerade wie ein Betrunkner seine Besinnung wiederfindet, wenn er einen andern nüchtern machen will.

Ich bereitete die Dosen, ohne daß meine Hand zitterte, und gab sie dem Kinde, beinahe des Heilerfolges gewiß. Aber als die Erleichterung nicht eintrat, als die Anfälle sich heftiger wiederholten und meine Frau mir angsterfüllte Blicke zuwarf, fühlte ich mich vernichtet. Uns blieb nur noch übrig, den Tod zu erwarten, denn das Kind schien aller Widerstandskraft beraubt zu sein. Mir war zu Mute, als ob man mir ein Glied abschneiden, mir einen Teil der Seele herausreißen würde, was übrigens gewissermaßen Wahrheit war, denn dieses Kind war Fleisch von meinem Fleisch, und ich hatte meine Gedanken in sein kleines Hirn gepflanzt. Ohne Willen, außer mir, fühlte ich meine Energie in dem Maße abnehmen, als sich das Kind dem Tode näherte, und ich saß wirr an der Seite seines Bettes. Meine Frau war wie tot auf den Fußboden niedergesunken.

Plötzlich sehe ich sie sich erheben. Ihre Hände verschlingen sich im Gebet, ihr Blick erhebt sich gen Himmel, ihr Körper streckt sich aufrecht, ihre Lippen bewegen sich, ihr ganzes zartes Wesen scheint mit neuer Kraft belebt, die Muskeln ihres Gesichts sind angespannt, die Augen glänzen.

Thue irgend etwas! befiehlt sie mir.

Mechanisch lege ich eine Hand auf die Stirn des Kindes, die andre auf seine Brust, und so verharre ich. Während meine Frau still betet, erneuern sich die Anfälle unter meinen Händen.

Bitte Gott, daß er uns zu Hilfe komme! befiehlt meine Frau.

In diesem Moment ging die Kantische Widerlegung der Annahme, daß das Gebet die Kraft habe, auf den göttlichen Willen (in meiner Version auf die Gesetze der Natur) einen Einfluß auszuüben, durch meinen Sinn, und — ich betete nicht.

Bei dem nächsten Anfall, bei dem wir glaubten, daß es zu Ende gehe, ergriff meine Frau meinen Arm mit dem Ausruf: Sie stirbt! Bete für sie!

In dieser Minute hörte jeder selbständige Gedanke in mir auf. Ich vergesse Kant und meinen Atheismus, und unter dem Einfluß eines momentan stärkern Willens als des meinen beginnen sich meine Lippen zu bewegen, und alte Worte, die ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht wiederholte, gehen aus ihnen hervor. Mit den Worten kommen alte Gedanken, mit den Gedanken kehrt meine Kraft zurück. Meine erschlaffte Brust füllt sich mit Luft; mein gebeugter Rücken richtet sich auf; die Armmuskeln schließen sich, und ich empfinde es wie einen Strom neuer Kraft durch meine Finger rieseln. Die Hoffnung belebt sich wieder, es scheint mir, als ob ich das Kind durch nichts, als durch die Berührung meiner Hände heilen könnte, und ich fühle mich versucht, auszurufen: O, sieh, wie einfach das ist! — wie mir dies in einem Traume begegnet, den ich zuweilen habe, wo ich jemanden in der Kunst der Luftschiffahrt unterrichte.

Es ist mir unmöglich, zu schwören, daß das, was sich nun ereignete, in einem Kausalzusammenhang mit dem Gebet stand, aber hier sind die Thatsachen:

So lange ich betete (wenn ich so sagen darf), blieb das Kind ruhig; aber wenn ich aufhörte, traten die Krämpfe bald wieder auf, und ich betete von neuem. Ich glaube (verzeihe mir Gott), daß ich das Vaterunser und den Segensspruch fünfundzwanzigmal nach einander hergesagt habe, und ich würde Buddha angerufen haben, wenn ich dabei irgend welchen Vorteil gesehen hätte. Gegen Morgen schlief die Kleine ein: — sie war gerettet.

Was soll ich davon glauben? Meine Frau war sicher, daß nur Gott uns geholfen habe; ich kann das nicht so leicht

zulassen. Ich empfand eine furchtbare Scham, wie nach einem Betrügerstreich; aber das wichtige Ziel war erreicht, ohne daß mein Gewissen sich für dieses Leben oder, wie ich hoffe, für die Ewigkeit gebunden hätte. Die Wissenschaft liefert mir unverwerfliche Beweise, daß es meine Nerven waren, die mittels ihres durch Berührung sich auslösenden Fluidums die Nerven des Kindes leiteten. Nun bleibt mir noch die Erklärung des andern Phänomens übrig, auf welche Weise das Gebet imstande war, dieses Fluidum in Bewegung zu setzen, das sich vorher vollkommen neutral verhalten hatte.

Indem ich mich meiner religiösen Entwicklung vom Ende der Kindheit an wieder erinnere, glaube ich daselbst den Keim einer Erklärung zu finden, die heute zwar noch ungenügend ist, die aber in Zukunft vervollständigt und vielleicht eine Theorie werden könnte. Meine ältesten Erinnerungen führen mich auf eine Epoche fortwährender Angst zurück. Ich hatte Furcht vor dem Gewitter, vor der Dunkelheit, vor meinen stärkern Brüdern, vor meinem Vater. Es schien mir immer, als ob ich vor mir tiefe Nacht sähe, wahrscheinlich jenes Unbekannte, das das Leben bietet, oder vielleicht auch die Zukunft selbst. Die erste Gottheit, oder vielmehr die erste mächtige Beschützerin, die ich gekannt habe, war meine Mutter. Wenn mich die Furcht vor der Dunkelheit ergriff, flüchtete ich in ihre Arme. Sie tröstete mich, beruhigte mich, lehrte mich die Ursachen meines Schreckens kennen. Und als ich ein wenig zu Verstand kam, lehrte sie mich beten. Es war am Abend, als ich mich niederlegte, in dem Moment, wo das Licht ausgelöscht werden sollte. Sie sagte mir, daß Gott über uns wache, während wir schliefen, und daß er die feindlichen Mächte besiegen könne. Nur — und hierbei lehrte sie mich, ihn als den Gott des Schreckens und des Opfers ansehen — beschütze er bloß die braven Kinder, die, die ihren Eltern gehorchten. Dieser letztere Zusatz gefiel mir weniger und war außerdem überflüssig, denn ich fürchtete meinen Vater zu sehr, als daß ich es hätte wagen können, ihm gegenüber unfolgsam zu sein.

Seitdem betete ich alle Abende, und es schien mir, als ob ich dadurch eine große Ruhe gewänne, jener gleich, die ich den mütterlichen Liebkosungen verdankte. Jedoch am Morgen bei Tageslicht betete ich nicht mehr, ohne Zweifel, weil ich keine Furcht mehr hatte.

Ich behielt lange diese Gewohnheit des Betens. Ich betete auf dem Gange nach der Schule, damit ich meine Lektionen wüßte; ich betete bei der Rückkehr, um ein gutes Mittagessen zu finden. Und wenn ich meine Lektionen nicht konnte, und wenn das Essen schlecht war, vergaß ich entweder, mir die Sache zu merken, oder aber ich war schon so sehr Fatalist, daß ich darin den Willen Gottes sah, der mich nicht erhören wollte, und ich wurde darüber nicht unwillig, damit Gott ein andres Mal mir seinen Beistand nicht versagen möchte.

Besonders eines Falles erinnere ich mich, wo die Wirkung des Gebets unfehlbar schien und mir sofort klar wurde. Ich war acht Jahre alt und befand mich in Pension bei einem Kirchendiener auf dem Lande. Die Kirche war nahe bei unserm Hause und während des Sommers beständig offen. Ich war hineingetreten, um mit einem Kameraden zu spielen, und in der Erregung des Spiels war ich auf die Bank des Grafen, des Herrn der Ortschaft, hinaufgeklettert und spazierte, mich hin- und herwiegend, auf dem Brett herum, das bestimmt war, die Gebetbücher zu tragen. Plötzlich fällt das Brett mit einem großen Getöse herunter, und die Kameraden machten sich eiligst aus dem Staube. Ich war allein in der Kirche, am ganzen Körper zitternd, und wußte nicht, was thun. Dann hörte ich ein Krachen in dem trocknen Holze der alten Kanzel. Ich zittere und werfe mich vor dem Altar nieder, Gott bittend, er möge mir helfen, die Bank wieder auszubessern. Gestärkt durch das Gebet erhebe ich mich, kehre das Brett um, prüfe es mit Ruhe. Alsdann bemerke ich, daß die Nägel noch darin sind, und daß das Unheil mit Hilfe eines Hammers auszubessern sein wird. Mit derselben Sicherheit, als ob ich einen Hammer in meiner Tasche hätte, ziehe ich einen meiner Schuhe aus, schlage mit ihm auf die Nägel des Brettes, und die Bank ist ausgebessert.

Wie ist das zu erklären? Die Furcht ging so weit, daß

sie „den Mut des Feiglings“ zwang, sich zu zeigen, und da eine Flucht zu nichts gedient hätte, gewannen der gesunde Sinn und der Verstand die Oberhand. Ich fand mich wieder, beruhigte mich, und der Vernunftschluß verscheuchte den momentanen, durch Angst hervorgerufnen Wahnsinn.

Aber das erklärt noch nicht das zweite in Frage stehende Phänomen. Ich machte mir von Gott die Idee eines ungeheuer starken Menschen, der mir, kraft des Gebets, einiges von seiner Stärke lieh. Seltsam war nur, daß ich niemals den armen, gemarterten Christus anrief, selbst dann nicht, wenn ich sein Bild über dem Altar sah. Wahrscheinlich betrachtete ich ihn ebenso als aller Hilfsmittel entblößt, ebenso verlassen als mich selbst, und das Mitleid allein konnte meine Sache nicht zustande bringen.

In demselben Maße, wie meine Stärke mit meiner Lebenserfahrung wuchs, verschwand auch die Furcht, und nach und nach hörte ich auf zu beten. Aber Gott blieb, obgleich ich ihn im Laufe der Zeit auf eine Art atheistischer Prämisse zurückführte, von der alles, wie jeder Schluß selbst, ausging. Er war ein philosophischer Begriff geworden. Der Darwinismus ließ mich durchaus nicht auf Gott verzichten; im Gegenteil, die bewunderungswürdige Ordnung, mit der sich die ganze Schöpfung vollzogen hat, bestärkte meine Mutmaßungen der Existenz eines leitenden Geistes, eines Gesetzgebers. Aber dann? Wie wurde ich Atheist?

Bis zu meinem sechsunddreißigsten Jahre hatte ich gelebt, als ob ich sicher wäre, in einem künftigen Leben zu ernten, was ich in dem diesseitigen gesät hätte. — — Eines Tages befand ich mich in einer verzweifelten Situation. Alle unsre Hilfsquellen waren erschöpft, jede Aussicht, wieder in die Gesellschaft eintreten zu können, schien verschwunden, und ich sah mich in der Lage, meinen Kindern statt einer Erbschaft einen verhaßten Namen zu hinterlassen, der höchstens geeignet war, ihre Schritte zu hindern. Ich glaubte auch zu bemerken, daß dieses schlechte Erbe ihnen schon bald zufallen würde, so sehr waren mein Körper und Geist geschwächt. Indessen schien ich einen größern Gehalt von Lebenskraft zu besitzen, als ich mir einbildete, und anstatt zu beten, rief ich nach dem Tode. Anstatt wie früher mich nutzlosen Träumereien hinzugeben, klammerte sich mein Gedanke an Folgendes fest: Wenn es einen Gott und ein künftiges Leben giebt, ist es notwendig, das eine wie das andre zu leugnen, denn derjenige, der seine ganze Hoffnung aufs Jenseits setzt, vernachlässigt sein Leben, sein einziges Leben vielleicht. Die Schiffe meines Glaubens waren seitdem verbrannt, ich war meinen eignen Kräften überlassen und sollte künftighin ohne Stütze, ohne Bündnis kämpfen. Ich fühle eine neue Kraft in mir, die bei weitem die mir bisher bekannte übertrifft. Ich gehe an meinen Arbeitstisch und ziehe die Bilanz meiner Situation. Und nun ich mich am Ende aller Hilfsmittel glaubte, entdecke ich plötzlich noch beträchtliche Existenzmittel, die ich ganz vergessen hatte, unbezahlte Forderungen, verkäufliche Werke, kostbare, leicht veräußerliche Gegenstände, und ich sehe, daß die Gefahr nur unter der Einwirkung meiner großen nervösen Depression bestanden hat. Als ich meine Prüfung fortsetzte, erinnerte ich mich noch einflußreicher Freunde, und die Zukunft schien mir wie von Licht umflossen. Dann beginne ich über unsre Situation nachzudenken, über ihren Einfluß auf mich, ihre Beziehungen zu meinen Fähigkeiten und über den wahren Platz, den die Natur meiner Gaben mich suchen lassen müsse; so verstehe ich, daß, anstatt die Strömungen zu leiten, ich mich vielmehr denen zu überlassen hätte, die mich tragen könnten. Und so wurde meine Barke aus dem Schiffbruch errettet.

Für einen alten Deisten war die durch Entfernung des Gottesbegriffs entstandne Leere zuerst unheimlich, besonders während der Dauer der Krise; unheimlicher jedoch war meine Vergangenheit gewesen, als meine besten Jahre in dem vergeblichen Warten auf eine eingebildete Gerechtigkeit und einen göttlichen Beistand dahingingen. Bald füllte ich diese Leere mit allem möglichen Materiellen aus, das sich aufgehäuft hatte, um den Forderungen des Lebens zu genügen, und einige Jahre später kam es mir vor, als ob ich von damals an erst wirklich Herr meiner bis dahin stets eingedämmten Lebenskraft geworden

ci. So wurde ich, nachdem ich ohne Verteidigung, unschlüssig, eige gewesen war, ein gut bewaffneter Soldat im Kampfe ums Dasein. Und wenn ich, vom Schlafe aufgeschreckt, an der Seite neiner sterbenden Tochter mit meiner ganzen gelähmten Energie um Gebete Zuflucht nahm, bedurfte es hierzu der schon erzählten Umstände. Wenn ich am hellen Tage, womöglich am Morgen, m vollen Besitz meiner Kräfte ans Krankenbett gerufen worden väre, hätte ich nicht nötig gehabt, dieses Mittel zu versuchen, und ich bleibe bei dem Glauben, daß das Gebet nicht dem Kinde, ondern mir geholfen habe.

Wodurch aber konnte es mir helfen? Und welches ist die psychophysiologische Formel des Gebets? Wenn ich Pantheist väre, würde ich die Erklärung wagen, daß, indem die Seele ines Einzelnen aus sich heraustritt, sie ihre Kraft in der Welt-eele wieder stärkt. Aber das ist nur eine metaphysische Erklärung.

Alle Völker haben von dem Gebete, mit oder ohne Opfer, Gebrauch gemacht, alle haben es als wirksam betrachtet, als den Mut und infolge dessen die Lebenskraft erhöhend. Seine Wir-kung auf das Individuum ist also eine reelle und historische Thatsache. Und je größer die Schwäche des Individuums ist, je niedriger es in der Rangordnung steht, um so wirksamer ist sein Gebet. Sollte man daraus schließen, daß, physiologisch gesprochen, das inferiore Individuum — das hauptsächlich durch die unbewußte Reflexbewegung des Spinalsystems geleitet wird — daß das inferiore Individuum, indem es aus sich selbst heraustritt, sich bis zur bewußten Thätigkeit des Zerebralsystems erhebt und auf diese Weise jene Ruhe, jenes Nachdenken, jene Herrschaft über sich selbst gewinnt, die es die Phantome der Furcht besiegen lassen? Es schien mir, daß in dieser Nacht, wo mein Gehirn leer, wo ich halb bewußtlos war, indem ich meine Gedanken nach einem eingebildeten „Außerhalb“ richtete und indem ich Gedächtnisanstrengungen machte, um mich vergessener Worte zu erinnern, daß das Blut von neuem in das Bewußtseinsorgan gepeitscht wurde, daß es so alle seine Kraft wiederfand und alle Nervensträhne in Bewegung setzte. Als ich — auf den ausdrücklichen Befehl meiner Frau — betete, geschah dies durch eine Reflexbewegung, und als ich später leugnete, daß das Gebet die Kraft gehabt hätte, von Gott ein Wunder zu erlangen, geschah dies, weil ich wieder in den vollen Besitz meines Bewußtseins zurückgekehrt war und die Herrschaft meiner Nervenzentren wieder erworben hatte. Das ist eine physiologische Erfahrung, die zum mindesten ebenso viel Wert hat, als die sakrilegische Art, auf die man in den Hospitälern die Stigmen der Heiligen erklärt.*)

Psychologisch ließe sich die Sache noch einfacher darlegen. Ich bitte um Hilfe, ich glaube oder bilde mir ein, daß mir geholfen wird, und mit der Hoffnung kehrt auch die Lebenskraft zurück. Ich ersuche jemand um einen Dienst. Er verweigert ihn mir. Ich bin vernichtet. Aber nehmen wir an, daß er weder Ja noch Nein sage. Nun führt mich mein Optimismus dazu, auf seine Einwilligung zu hoffen; mit der Hoffnung kommt mir der Mut zurück, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, und in Wirklichkeit habe ich von seiner Unterstützung profitirt, obgleich er mir niemals geholfen hat.

Darum sagt die Schrift sehr wahr: „Um erhört zu werden, ist es nötig, daß man glaube.“ Denn der Glaube ist nichts andres als die Verdichtung des Wunsches oder der exaltirten Hoffnung bis zum bewußten Willen, und der Wille, der die stärkste Manifestation der nervösen Triebkraft ist, setzt die größtmögliche Quantität Kraft in Bewegung.

---

*) Eines Nachts träumte ich, daß ein Falke auf mir ruhe und seine Krallen in die Handfläche meiner linken Hand bohre. Als ich am andern Morgen erwachte, empfand ich in dieser Hand einen Schmerz, der noch lange in den Vormittag hinein dauerte. Bezüglich dieser Thatsache möchte ich hier auf zweierlei Erklärungen verweisen: Entweder bin ich durch einen Nagel am Bett oder durch eine Nadel geritzt worden und habe im Schlaf die Ursache des Schmerzes gesucht — vielleicht auch befand ich mich im Traum gerade inmitten einer Landschaft mit Vögeln, sodaß die Idee eines Falken auf diese Weise herbeigeführt war. Oder der imaginirte Schmerz wurde hervorgerufen, als der Falke in meinem Traum erschien und mir den Hieb mit den Krallen versetzte. Im letzteren Falle würde es sich um eine Stigmatisirung im kleinen handeln.

Anmerkung Strindbergs

Nochmals der Religionskongreß in Chicago

Ueber das gelegentlich der Weltausstellung in Chicago vom 11. bis 27. September 1893 abgehaltene Parliament of Religions ist im Jahrgang 1893 (Nr. 44 ff.) ausführlich berichtet worden. Gleichwohl ist nochmals darauf zurückzukommen, da der Kongreß seitdem vielfach wesentlich anders beurteilt worden ist, als es am Schluß jener Artikelreihe geschehen war. Die Entscheidung wird in den Protokollen zu suchen sein, die jetzt gedruckt vorliegen. Sie bilden einen stattlichen Doppelband von 1001 enggedruckten Seiten, mit Abbildungen des Sitzungsgebäudes und der Hauptsprecher und -Sprecherinnen.*)

Doch bevor wir jener Hauptfrage näher treten, möchte ich einige Irrtümer berichtigen, die in jenen frühern Artikeln mit untergelaufen waren, und einige Zweifel heben, die damals geäußert worden sind. Zunächst nämlich lauten dort, vermutlich durch die Schuld teils der amerikanischen Reporter, teils der deutschen Setzer, die Namen der Vortragenden vielfach wesentlich anders als in den offiziellen Protokollen. Freilich sind auch diese nicht durchaus zuverlässig und fehlerfrei, aber die unterlaufenden Irrtümer werden durch andre Stellen des Buches selbst wieder korrigirt. Ich verbessere also darnach unter dem Text die Namenliste des vorigen Jahrgangs, während ich die mehrfach ebenfalls unrichtige Verteilung der Vorträge auf die einzelnen Tage als minder wichtig wohl auf sich beruhen lassen kann.**) Die widersprechenden Angaben über Dr. Carl v. Bergen sind dahin zu berichtigen, daß derselbe ein Schwede und zwar Vorsitzender der Gesellschaft für psychische Forschung in Stockholm ist.

Bedeutungsvoller ist die vom Herausgeber aufgeworfene Frage, ob wirklich der Brahmine Mozoomdar einmal das Vaterunser vorgebetet habe. Nach Ausweis des Protokolls ist das allerdings der Fall gewesen, während sonst immer, soweit ich sehe, Christen die Morgenandacht geleitet haben. Aber stets beteten die Vertreter aller Religionen das Vaterunser mit, das deshalb bei den Kongreßteilnehmern the universal prayer, das allgemeine Gebet, hieß. Man hat das einen Mißbrauch genannt; meines Erachtens nicht mit Recht. Natürlich verstanden ja Inder und Japaner das Vaterunser weder im allgemeinen so tief, noch im einzelnen genau so wie die Christen; aber auch unter diesen selbst finden sich doch in beiden Beziehungen Unterschiede. Die zweite und fünfte Bitte wird sehr verschieden gedeutet, die Anrede kaum irgendwo mehr so, wie sie zuerst wenigstens von den Jüngern aufgefaßt worden ist. Und wenn wir nun trotzdem „mit der ganzen Christenheit“ das Gebet des Herrn beten, warum es dann nicht auch einmal zum gemeinsamen Ausdruck des Gottesglaubens überhaupt machen? Daß eine solche, wenngleich zum Teil nur scheinbare Einheit des Glaubens einen gewaltig erhebenden Eindruck gemacht haben muß, läßt sich ja leicht denken und wird durch alle Berichte einmütig bezeugt.

Doch kehren wir zu der Hauptfrage zurück, um derentwillen wir überhaupt noch einmal auf den Kongreß zu reden kommen.

---

*) Neely's History of the Parliament of Religions and Religious Congresses at the World's Columbian Exhibition, compiled from original manuscripts and stenographic reports by Prof. Walter R. Houghton, editor in chief. F. Tennyson Neely, Chicago and New York 1894.

**) S. 1053 Abs. 3, Z. 7 lies Feehan (ebenso später), Z. 10 Momerie, Z. 12 Barrows, Z. 17 Dharmapala (ebenso später), Z. 19 f. Virchand, Z. 22 Zitsuza, Z. 23 C. N. Chakravarti (ebenso später), Z. 24 Swami Vivekananda (ebenso später), Z. 25 Serabji (ebenso später); S. 1075 Abs. 3, Z. 11 Augusta G. Chapin, Abs. 5, Z. 1 Protap, Abs. 6, Z. 1 Pung Quang Yu (ebenso später); S. 1077 Abs. 11, Z. 2 Phillips; S. 1126 Abs. 1, Z. 1 Samuel N. Warren, Z. 6 Kinza Ringe M. Hirai (ebenso später), Z. 10 Moxon, Abs. 6, Z. 4 Edward Everett Hale, Z. 6 Lydia H. Dickinson, Z. 9 Scovell (ebenso später), Z. 14 E. T. Rexford; S. 1127 Abs. 2, Z. 6 Goodspeed, Z. 9 Tiele, Z. 10 Kung Hsien Ho, Z. 16 Chandradit Chodharharn; S. 1128 Abs. 3, Z. 4 Banrieu Yatsubuchi; S. 1148 Abs. 1, Z. 7 G. P. Fisher; S. 1149 Abs. 1, Z. 10 Haweis; S. 1150 Abs. 1, Z. 4 Mills, Z. 9 Harnichi Kozaki, Z. 11 D. J. Kennedy, Z. 12 Isaak T. Headland, Abs. 8, Z. 8 Fräulein H. Szold, Z. 9 f. C. R. Henderson; S. 1151 Z. 2 Narasemachanya(?); S. 1174 Abs. 2, Z. 8 Haworth; S. 1175 Abs. 1, Z. 4 Chatschumyna, Abs. 3, Z. 8 Candlin, Z. 12 Townsend, Z. 15 f. B. B. Nagarkar, Z. 17 Devinc, Z. 18 T. E. Slater, Z. 24 Woolley, Z. 30 Bonet-Maury.

Hat er genützt oder geschadet? Gerade in Deutschland behauptet man vielfach das Letztere und beruft sich dafür namentlich auf eine Nachricht aus Japan, wonach dort buddhistische Priester die Rede verbreiten, das Parlament sei berufen gewesen, um einen Ersatz für das überlebte Christentum zu finden. Ich bezweifle nicht, daß das geschieht, aber ich bestreite, daß es notwendig die Schuld des Kongresses sein muß. Der zehnte Jahresbericht des Allgemeinen Evangelisch=protestantischen Missionsvereins teilt mit, daß ein japanischer Gelehrter, der ehemalige Lektor am Berliner orientalischen Seminar Inouye Tetsujiro, in einer Broschüre zur Empfehlung des Buddhismus behauptet hat, auch für die wissenschaftlich gebildeten Europäer sei das Christentum ein überwundner Standpunkt. Fällt es uns nun nicht ein, darnach die religiösen Zustände Berlins zu beurteilen, so müssen wir auch so gerecht sein, jene Beurteilung des Religionsparlaments für eine möglicherweise unrichtige zu erklären. In der That konnte daselbst von einer Geringschätzung des Christentums im allgemeinen keine Rede sein. Am taktlosesten sprach sich dagegen ein Deutscher, Dr. Brodbeck aus Hannover aus, während die berüchtigte Verherrlichung des Islam durch A. Webb alsbald von Rev. G. E. Post aus dem Koran selbst widerlegt wurde. Daran änderte auch der spätere Hinweis von J. Sanna Abou Naddara auf manche reinere Lehren desselben, sowie das Geständnis des syrischen Archimandriten Christophore Jibara, er hielte den Koran für ein inspirirtes Buch, und die Erzählung Virchand A. Ghandis von einem (gewiß ausnahmsweisen) Beispiel muhammedanischer Toleranz lediglich nichts. Dagegen verdient seine Versicherung, prostituirte Sängerinnen gäbe es nur noch mißbräuchlicherweise in einigen südindischen Tempeln, alle Beachtung, desgleichen die Zurückweisung der gegen die Juden erhobnen Beschuldigung des rituellen Mords durch den Erzbischof von Zante, Dionysios Latas. Auch sonst war mit Recht viel von Toleranz die Rede, aber kaum je von Gleichgiltigkeit gegen den eignen Glauben. Bei dem lebhaften Interesse für religiöse Einheitsbestrebungen, das gegenwärtig unter den englisch redenden Nationen herrscht, ist es besonders anzuerkennen, daß von keiner Seite Aufhebung der Unterschiede, sondern nur der Feindschaft und Gleichgiltigkeit gefordert wurde, soweit aber die Frage nach einer Religion der Zukunft auftauchte, immer das Christentum als diese erschien. Immer wieder wurde auf seine einzigartige Herrlichkeit hingewiesen, am eindringlichsten vielleicht von Rev. J. Cook, der die unvergleichlich günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, ohne an Muhammedaner, Confucianer, Buddhisten die ernste Gewissensfrage zu richten, ob ihre Religion Sündenvergebung brächte.

Kein Mensch kann sagen, ob so nicht doch in Chicago manches Samenkorn auf gutes Land gefallen ist und dereinst Frucht bringen wird. Die christlichen Teilnehmer am Kongreß aber werden über die Zustände teils in der Heidenwelt, teils in den verschiednen christlichen Kirchen aus bester Quelle eine Menge wichtiger Dinge gelernt haben. Als hervorragend wertvoll erscheinen mir die Vorträge von Professor G. Bonet-Maury über die religiösen Zustände in Frankreich und von Professor Minas Tcheraz über die armenische Kirche, sowie die von Rev. Mardiros Ignados und Herant M. Kiretchjian über die Stellung der Türkei zum Christentum und ganz besonders, namentlich in unsrer Zeit, die von Kinza Ringe M. Hirai, Harnichi Kozaki und Nobuta Kishimoto über Japan und von J. T. Headland über China. Leider muß ich mir versagen, auf Einzelheiten näher einzugehen, und will zum Schluß nur noch mit zwei Worten von den Vorschlägen zur Reform der christlichen Mission sprechen, die teils von Japanern und Indern, teils von Christen selbst gemacht wurden. Zwar der Vorwurf Dharmapalas, die christlichen Missionare kämen nach Indien in ihrer fashionablen Kleidung, in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche, wurde nicht nur von Rev. G. T. Candlin, sondern auch von dem Brahminen Narasemachanya zurückgewiesen, aber gleichwohl von beiden die zu geringe Anpassung der Missionare an gleichgiltige heidnische Anschauungen getadelt. Rev. R. E. Hume stellte seine Desiderien unter folgenden drei Punkten zusammen: genaueres Studium der heidnischen Religionen, Anerkennung der Wahrheitsmomente in ihnen und Predigt des Evangeliums, nicht einer abendländischen Theologie. Diese Forderungen werden ja gegenwärtig von den verschiedensten Seiten und auch in solchen Kreisen, die ursprünglich anders urteilten, immer allgemeiner erhoben; sollte ihnen durch den Religionskongreß von Chicago noch ein besondrer Nachdruck gegeben werden, so wäre schon dies ein wertvoller Erfolg der großartig gedachten und angelegten Veranstaltung.

C. Clemen

Moritz von Egidy

Unter dieser Ueberschrift giebt Herr Lizentiat Bousset in Nr. 16 und 17 den Lesern der Christlichen Welt ein Bild von mir; kein richtiges. Ich weiß: ich setze mich abermals einer falschen Beurteilung aus, indem ich um Erlaubnis bitte, selbst einiges dazu sagen zu dürfen. Die Pflicht schreibt es mir indes so vor. Es darf mir nicht gleichgiltig sein, wie Männer von mir denken, die den Leserkreis der Christlichen Welt bilden. Es darf mir das deshalb nicht gleichgiltig sein, weil ich weiter wirken will, weil ich mit ganzem Ernst unserm Volke zu dienen bemüht bin, und weil ich, nicht aus eiteln Regungen, sondern um meines Wirkens willen Wert auf die Achtung und auf das Zutrauen achtungswerter Männer lege.

Ich verzichte darauf, die Enttäuschung wieder zu bannen, die dem Herrn Verfasser durch mein seitheriges Auftreten bereitet wurde. Ich habe mich dem deutschen Volke nicht als den Mann vorgestellt, auf den der Herr Verfasser hofft und wartet; ich bin wirklich nicht dafür verantwortlich zu machen, daß ich der nicht bin, den Herr Lizentiat Bousset erwartet. Meine Meinung ist allerdings die, daß diese Art Mann oder Männer überhaupt nicht kommen wird, weil diese Art nicht mehr die für unsre Weiterentwicklung geeignete ist; die Zeit der Luther, Napoleon, Bismarck ist vorüber. Wir brauchen Männer, die in dem ganzen Volke — ohne Rücksicht auf den Glauben des Einzelnen — den Geist innerer Wandlung, Erneuerung, Vervollkommnung erwecken, die aber auch dahin wirken, daß die äußern Verhältnisse derart umgestaltet werden, daß ein Erwachen, Entfalten und Ausleben solchen Geistes möglich ist. Wir brauchen Männer, denen echte und ehrliche Religiosität als höchstes Gut des Menschen erscheint, die deshalb dieses Gut ihren Mitmenschen sichern wollen, die aber begriffen haben, daß die Voraussetzung für eine geweihte, religiöse, Mensch=entsprechende Lebensführung das menschenwürdige Dasein ist. Ob ich über das richtige Empfinden und Wollen, Können und Wissen verfüge, das man von den unsrer Zeit notwendigen Männern fordern muß, überlasse ich dem Urteil derer, die mich kennen. Ob ich mit dem Pfunde, das der Schöpfer mir verliehen, rechtschaffen gewuchert habe, das unterstelle ich einem höhern Urteil. Dieser Höhere aber wird erst sprechen, wenn ich hier auf Erden ausgewirkt habe. Daß Zeitgenossen heute schon ihr Urteil darüber abschließen, ist unberechtigt; ist auch nicht weise.

Unrichtig aber und eine entschiedne Abwehr herausfordernd ist es, wenn der Herr Verfasser mich den Zeitgenossen in einer Gestalt vorführt, die mich von vornherein als ungeeigneten, sogar unwürdigen Kämpfer erscheinen läßt. Herr Lizentiat Bousset zeiht mich der „Oberflächlichkeit“; er spricht von einer „teilweise fast saloppen Art,“ spricht von „Plattheiten und Selbstverständlichkeiten,“ von „Gemeinplätzen,“ von „Phrase,“ „Vulgärrationalismus“ und dergleichen. Der Herr Verfasser nimmt Anstoß an meinem „besonnenen, aber zukunftsfroh dahin galoppirenden Optimismus.“ Da, wo ich mich so ausgedrückt habe, war der Satz jedenfalls am Platze. Der Herr Verfasser hat wohl nie im Sattel gesessen, sonst wüßte er, daß der Galopp eine „natürliche Gangart,“ nicht aber ein „Reiterkunststück“ ist. Die Zeiten sind so furchtbar schwer, alles, was uns umgiebt, alles, was wir täglich erleben, lastet so entsetzlich auf uns, daß für einen empfindsamen Menschen allerdings eine nicht gewöhnliche innere Kraft dazu gehört, um trotz aller schmerzlichen Eindrücke, trotz allen persönlichen Wehs und Kummers noch frisch und zukunftsfroh — wahrlich nicht gegenwartsfröhlich — im Sattel zu bleiben. Ich entnehme diese Kraft einer nicht

in mir zu ertötenden Liebe zu meinen Mitmenschen; Liebe ist Kraft. Quelle aller Kraft — aller Liebe — ist die Urkraft, die Allliebe, ist der heilige Geist, den wir Gott nennen; so lange ich meine eigne Kraft an dieser heiligen Quelle erneuere, soll mein Optimismus — mein felsenfester Glaube an den Sieg des Guten — nicht siech werden. Wem es Ernst ist um die Heilung unsrer Zeitschäden, wem es Ernst ist um die Förderung des wahren Volkswohls, der sollte nicht Aergernis nehmen an Menschen, die sich, trotz allem Verständnis für den fürchterlichen Ernst der Zeit, trotz allem Schmerz über die Fehler, die unausgesetzt gemacht werden, trotz aller selbst übernommenen Bürden eine Elastizität des Wesens erhalten haben, die sie vor dem Erdrücktwerden schützt.

Der Herr Verfasser beschäftigt sich viel mit meinem persönlichen Glaubensleben. Das sollte er lassen. Das Inwendige ist in Ordnung; wenn auch vielleicht nicht alles genau so geregelt ist, wie gerade der Herr Verfasser es wünscht. Das gehört auch zur religiösen Erziehung, daß wir aufhören, die Glaubensangelegenheiten unsrer Mitmenschen zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen zu machen. Erkennen soll man uns an unsern Früchten; die innern Vorgänge, die unsre Früchte keimen, treiben und reifen machen, soll jeder keusch in seinem Busen verschließen. Wir dürfen nicht unzart in die Herzenskammer des Nebenmenschen eindringen; die Oeffentlichkeit kann ein reines Innenleben nur entweihen. Was ich zu sagen hatte, was namentlich ich, um der Ehrlichkeit willen, sagen mußte, steht in den „Ernsten Gedanken.“ Ganz absichtlich habe ich in den spätern Jahren mein Innenleben verschlossener gehalten; schon weil andre vermuteten, ich wolle, indem ich meine persönliche Innenvorstellung aussprach, neue Glaubenssätze, neue „Lehren,“ gar wohl ein neues Dogma oder überhaupt ein Dogma aufstellen. Das will ich nicht, darum enthielt ich mich mehr und mehr des öffentlichen Bekennens. Ich that es auch und thue es noch, um mit meiner Person dafür einzutreten, daß der Staat so wenig wie die gesellschaftliche Oeffentlichkeit ein Recht haben, zu unterscheiden zwischen vorberechtigten, minderberechtigten und unzulässigen Glaubensvorstellungen; um einzutreten dafür, daß es eine staatliche Anmaßung und eine gesellschaftliche Vermessenheit ist, eine Gattung von Glauben als korrekt, eine andre als allenfalls angängig, eine dritte für verwerflich zu erklären und die Träger eines nicht anerkannten Glaubens zu brandmarken. Ich verzichte auf eine Belobigung meines Glaubens auf Kosten der Kränkungen, die andern ehrlichen Menschen um ihres Glaubens willen widerfährt.

Herr Lizentiat Bousset irrt auch bezüglich mancher Einzelheiten meiner Auffassung. Ich wende mich nicht eigentlich gegen „das Bekenntnis,“ noch weniger gegen „ein Bekennen“; ich wende mich wesentlich nur: erstens gegen den Staat, der ein beliebiges Bekenntnis schützt, ein andres nicht, und wende mich dagegen, daß der denkende, nach steter Vervollkommnung ringende Mensch, nun aber gar ein vierzehnjähriges Kind, ein Glaubensgelübde ablegt. Von dem Augenblicke an, da dem Bekennen der heutige Charakter des (Konfirmations-)Gelübdes genommen ist, von dem Augenblicke an, wo auch unsre Religionsdiener, Lehrer und alle, die sonst einen Einfluß auf das Glaubensleben des Volkes haben, kein Gelübde mehr ablegen, erhält das Bekenntnis einen ganz andern Charakter, sowohl das alte, wie ein etwa neu formulirtes, wenn ich persönlich auch auf dem Standpunkt beharre: gar keine, jedenfalls keine irgendwie bindende oder verbindende Formulirung von Innenvorstellungen. Trotzdem steht es in meinen Gedanken anders, z. B. auch mit dem Vaterunser, als der Herr Verfasser annimmt. Von dem Augenblicke an, da niemand mehr durch bestimmte Lehren, zu denen er sich eidlich bekannt hat, verpflichtet ist, das Vaterunser unter ganz bestimmten Vorstellungen zu beten oder mit anzuhören, wird kein gesitteter Mensch, selbst wenn er sich nicht „Christ“ nennt, Anstoß an Worten nehmen, die er, ohne — wie bisher — unehrlich vor sich selber zu werden, fassen, aufnehmen, deuten und werten kann, wie seine Erkenntnis es fordert, wie seinem Bedürfnis es entspricht.

Wir werden allerdings immer mehr individualisiren; wir werden geradezu atomisiren; die Entwicklung drängt nach dieser

Richtung hin; der Entwicklung die Bahn frei! Ich kann in diesem Atomisiren auch kein Unglück sehen; meine Gotteszuversicht läßt mich überhaupt und unter allen Umständen in jedem Schritt vorwärts, den die Menschheit auf dem ihr von der Allmacht vorgezeichneten Wege der Entwicklung thut, einen Schritt zur Vervollkommnung erblicken. Wir müssen sogar atomisiren, um auf diese Weise jeden Einzelnen zu einer mehr bewußten Innenvorstellung zu leiten; jeder Einzelne soll mit Bewußtsein empfinden und denken lernen; wir müssen zu einer Art Bewußtseins-Religion gelangen.

In dem Maße, als die staatliche und konfessionelle (kirchliche) Obrigkeit ihren unheiligen Widerstand gegen die Klärung der religiösen Begriffe aufgeben, wird sich das metaphysische Bedürfnis, das Verlangen nach dem Transzendentalen, auch bei denen wieder regen, die dies Verlangen heute nur deshalb unterdrücken, weil nach den bestehenden Lehren mit der Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses eine Vergewaltigung der Vernunft verbunden erscheint. Auch darin sehe ich der Entwicklung zukunftsfroh entgegen: die sogenannte materialistische Weltanschauung wird überwunden sein, sobald die heutigen konfessionellen Lehrsysteme überwunden und dem Volke die Freiheit — aber die volle Freiheit — zur innern Entwicklung gegeben sein wird. Inwieweit dann — zum erstenmale — das Evangelium Jesu Christi der Mittelpunkt für das Denken und Wirken unsers Volkes wird, das wird davon abhängen, inwieweit und wie ernst die Gemeinsamkeit den Grundgedanken des Evangeliums: „Zusammengehörigkeit der Menschen“ zum Ausgangspunkt all ihrer Einrichtungen (Verfassung und Gesetze) macht. Religion nicht mehr neben unserm Leben — unser Leben selbst Religion.*) M von Egidy

---

Lucifer

Ich hatte lange in die Nacht hinein gearbeitet und schloß nun die Laden eng ab, um nicht morgens durch die Sonne geweckt zu werden. Plötzlich erwachte ich durch einen hellen Lichtschein. Er kam genau von der Stelle der Wand, die sonst den dunkelsten Punkt des Zimmers bildete. Dort stand jetzt eine kreisrunde Sonne. Wie das zuging? Als ich mich von meiner Verwunderung erholt hatte, merkte ich es wohl. An jener Wand hatte ein eiserner Ofen gestanden. Ich hatte ihn herausnehmen lassen, und an der Stelle, an der vorher die Ofenröhre gemündet hatte, war nun ein Loch geblieben. Durch das Loch schaute gewöhnlich der rußige Schornstein ins Zimmer. Daß er nicht ganz finster war, sah man am Tage nicht, denn da war er dunkler als das übrige Zimmer. Jetzt aber hatte der Tag sich nur an dieser Stelle bemerkbar gemacht. Und der Finsternis gegenüber schien er wie eine strahlende Sonne.

Ja, es mag sein, wenn dicke, stumpfe, gleichgiltige Wände und Laden, schlechte Leiter für Licht und Luft, unser Leben gar zu undurchdringlich einengen, daß da, wo sonst der dunkle Rauch seinen Ausgang sucht, der einzige Eingang für das Licht ist. Es mag sein, wenn nichts mehr den Menschen aus dumpfem, faulem Hinvegetiren zu Geist und Leben rufen kann, daß Gott

---

*) Herr von Egidy hat obigen Artikel geschrieben, weil er das Gefühl hatte, unser Aufsatz in Nr. 16 f. taste seine Persönlichkeit an. Diese Auffassung ist für mich wie für den Herrn Verfasser gänzlich ausgeschlossen gewesen. Der Verfasser hat das relativ Berechtigte des Auftretens Herrn von Egidys warm anerkannt. Es ist ihm auch nicht in den Sinn gekommen, in das Innere seines Glaubenslebens einzudringen und darüber zu richten. Herr von Egidy wird das Erscheinen jenes Aufsatzes als einen Beweis der Achtung ansehen dürfen, die wir seiner Persönlichkeit wie seinem Streben gerne zollen, und zwar um so mehr, je ernster und kritischer wir uns mit den Aeußerungen seiner Glaubensmeinung beschäftigt haben. In gewissen Allgemeinheiten werden wir uns Gott sei Dank mit ihm wie mit vielen edlen Menschen leicht verständigen, zu gemeinsamem Werk uns daraufhin gerne verbünden. Aber uns kirchlichen Christen — die wir doch außer „Staat“ und „Gesellschaft“ auch noch da sind — ist die Ueberzeugung nicht zu nehmen, daß wir an dem von der „Kirche“ trotz allem doch bewahrten Evangelium besondre Wahrheit und Weisung besitzen. Wir werden uns dieses Gutes bewußt, indem wir — in aller Freundschaft und Friedfertigkeit — das erkennen und aussprechen, was uns von anders gegründeten Geistern scheidet. Der Streit um die Güter des Glaubens gehört auch mit zum Erbe der Religion Jesu Christi. D H

dann selbst den Teufel nicht verschmäht als Retter. Es mag nicht nur so sein, sondern es ist so. Und dann mögen wir Gott dafür danken.

Ja, es ist recht, wenn uns der Teufel bezwang, daß wir ihn wieder bezwingen, indem wir, was er schlecht machte, uns zum Besten umbiegen. Und es ist recht, Licht und Luft nicht zu verachten, selbst wenn sie durch den Schornstein zu uns kommen.

Aber das sehe ich nun doch nicht, daß es deshalb gut ist, die Schornsteine als Licht- und Luftspender zu preisen und dem Laster „Erziehungswert" nachzurühmen. Bs

---

Bücher und Schriften

(Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu) Tholdoth Jeschu ha-nozri, sche-hajah schenath scheloschah alaphim we-schibea meoth weschischschim libriath ha-olam (Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahr 3760 seit Erschaffung der Welt). Zum erstenmale nach dem Oxforder Originalmanuskript herausgegeben von Dr. Erich Bischoff. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 61 S. 2 Mk.

Kein moderner Schwindel, wie das thörichte Buch über die Lücke im Leben Jesu, überhaupt keine neue Arbeit, sondern der mit Anmerkungen begleitete Abdruck einer der Fassungen, in denen die jüdischen Legenden über Jesus im Mittelalter umliefen, als Vorläufer eines größern Werkes, das eine Gesamtausgabe derselben bringen soll. Diese wird für die Wissenschaft willkommen sein, das Vorliegende dient mehr buchhändlerischer Spekulation (2 Mk. für 61 kleine Seiten!); daher ist davor zu warnen; namentlich sollte es in keine jugendlichen und weiblichen Hände kommen. Die Legenden- und Geschichtsforschung darf aber an diesen Stoffen nicht vorübergehen. E N

(Predigten) Für viele, die Max Vorberg als liebenswürdigen und sinnigen Erzähler, etwa aus seinem „Lutherhof von Gastein," kannten und schätzten, war die Art und Weise, wie er am 24. Oktober v. J. in der brandenburgischen Provinzialsynode als Berichterstatter der Agendenkommission einen heftigen Apostolikumstreit heraufbeschwor, gewiß eine peinliche Ueberraschung. Auch im Vorwort zu seiner Predigtsammlung: Das Licht der Welt (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission Teil I, 2,40 Mk.) glaubt sich Vorberg zur Polemik gegen die berufen, die „den Schwerpunkt des innern Lebens von diesem Gebiet der Thatsachen auf das der Umdeutungen und Vorstellungen verlegen." Da er die Thatsachen des Heils, wie sie im Apostolikum niedergelegt seien, von theologisch Andersdenkenden gefährdet glaubt, so sollte man erwarten, daß beispielsweise die Weihnachtspredigten die Thatsachen „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria" in ihrer Heilsnotwendigkeit und ihrem innern Pragmatismus aufzuzeigen suchen würden. Aber gerade von Lehren, wie die jungfräuliche Geburt, hören wir — natürlich sehr zum Vorteil der Predigten — nichts. In der Predigt vom ersten Weihnachtstag ist zwar, wie im Vorwort, wieder sehr viel von Thatsachen die Rede. So heißt es beispielsweise: „Das Christentum ist eine Thatsache und kein Traum." „Erwäge im Geist, wie der gestrige Abend in dieser Welt gefeiert ist! Giebt es irgendwo in den fünf Weltteilen ein Land, eine Stadt(?), wo man nicht daran gedacht? Ist auf irgend einem der großen Meere dieser Thatsache nicht gedacht? Ich halte es für unmöglich. Die goldenen Fäden der Weihnachtsfreude umspannen den ganzen Erdkreis. . . . Das ist eine Thatsache, und darauf steht das Christentum." Aber die besondern Fragen, um die es sich im Streit um das Apostolikum handelt, werden im einzelnen überhaupt nicht zur Besprechung gebracht. Das ist für uns ein schlagender und sehr erfreulicher Beweis dafür, daß es sich hierbei nicht um Fragen des Glaubens, sondern nur um theologische Formulirungen handelt. Die Predigten sind als warme, praktische Glaubenszeugnisse eben besser als die theologisch-polemische Absicht des Verfassers, für die er sie hinterher als Beweise nutzbar machen wollte. Thatsächlich beweisen sie gegen ihn: es giebt bei aller theologischen Verschiedenheit eine Gemeinsamkeit des evangelischen Heilsglaubens, die hoffentlich auch durch den unerquicklichen Streit der letzten Jahre nicht zerrissen werden wird. Darum hoffen wir auch, daß in künftigen Auflagen dieser Predigten die wenig zutreffenden Worte der Einleitung fehlen, und wir den Verfasser nicht mehr auf der Seite derer finden werden, die durch ihren polemischen Eifer die kirchliche Lage nur verschlimmern. — Einem ruhigen, klaren, tiefen Strome gleichen die Festpredigten von Dr. Immanuel Stockmeyer (Basel, R. Reich. 1,20 Mark.) Dieser schöne Abschiedsgruß an die Münstergemeinde in Basel läßt es uns schmerzlich bedauern, daß wir den ebenso milden wie warmherzigen Prediger nicht mehr auf der Kanzel seines herrlichen gotischen Doms finden sollen. Dort wie als Professor an der Universität hat der ehrwürdige Antistes der Basler Landeskirche eine reich gesegnete Wirksamkeit geübt, die eine schöne Verbindung zwischen deutschem und schweizerisch-reformirtem Kirchentum darstellt.

(Welche Hauptgefahren bedrohen den evangelischen Glauben und das christliche Leben der Gegenwart?) von Pfarrer D. K. Furrer. Zürich, bei A. Müller, 1893. 36 S. 50 Pfge.

Der Vortrag, auf der vorjährigen Versammlung der Schweizer Predigergesellschaft gehalten, entfesselte einen Sturm, der sich erst nach Monaten wieder legte; man faßte ihn nämlich als einen Schlag gegen

die theologische Reformpartei der Schweiz auf, ein Glaube, den die äußern Umstände — das Referat wurde auf Wunsch des Verfassers vor einem größern Publikum gehalten, als sonst üblich war — nur begünstigten.

Die größte Gefahr droht uns nicht von der römischen Kirche und nicht von der Sozialdemokratie, sie liegt vielmehr in den Versäumnissen der eignen kirchlich-theologischen Parteien. Diese Gedanken führen den Verfasser zu einer Kritik der „positiven" und „liberalen" Partei; unter der letztern versteht er die Reformer, unter der erstern alle Nichtreformer. Den Positiven wirft er Partikularismus und Engherzigkeit vor, ohne länger bei ihnen zu verweilen. Der Hauptfehler der Reformtheologie scheint ihm die Vernachlässigung der Person Christi und die Annahme eines unpersönlichen Gottes. Dadurch sei ihre Theologie dünn und kraftlos, und ihre Anhänger müßten, um eine Anziehungskraft noch ausüben zu können, nach äußern Mitteln greifen. — Man fragt sich, woher der Verfasser das Recht zu einer so freimütigen Kritik nimmt, das heißt welchen Standpunkt er selbst einnimmt, und man ist erstaunt, zu erfahren, daß er einst Führer der Reformpartei war, von der er sich jetzt mehr und mehr entfernt hat, ohne einer andern nahezutreten. So erkläre ich mir auch, daß er sich in der Kritik seiner frühern Partei besonders zuwendet, er kennt am besten ihre Schwächen, da er sie selbst gefühlt hat. Die Berechtigung zu solcher Kritik giebt ihm sein „innerer Drang"; damit schneidet er uns jede weitere Frage darnach ab. Alle kirchlichen Blätter der deutschen Schweiz beschäftigten sich mit dem Vortrag. Die Positiven („Kirchenfreund") verteidigten sich wenig und erkannten den Vorwurf zum Teil als richtig an; die Reformer wehrten sich heftig und bestätigten das alte, etwas derbe Sprichwort: Nur der getroffne Hund heult. Nicht nur, daß die Reformblätter und selbst unsre Protestantische Kirchenzeitung Artikel brachten, die sich durch vier Nummern hindurchzogen, es wurde sogar eine Gegenschrift, von einem Professor der Theologie und einem Laien verfaßt, ausgearbeitet. — Furrer war leicht zu widerlegen. Hatte er erklärt, daß viele Schüler der Biedermannschen Theologie im praktischen Amte untüchtig seien, so erklärten die Gegner, daß es eine Menge tüchtige Reformgeistliche gäbe, was mit zahlreichen Beispielen belegt wurde. Es fehlt in dem Streit der Nachweis — und dieser Vorwurf trifft unsern Vortrag zum großen Teil auch —, inwiefern jene Versäumnisse in den dogmatischen Anschauungen der Parteien begründet sind; nur so kann bei der gegenseitigen Kritik etwas herauskommen. Immerhin ist der Kampf um die Theologie ruhiger geführt worden, als es wohl in ähnlichem Falle bei uns gewesen wäre. Auch darf nicht vergessen werden, daß der äußere Erfolg weder für eine Persönlichkeit noch für eine Theologie Maßstab sein darf, wenn er auch mit dem Wert derselben unleugbar im Zusammenhang steht. Pl

(Reden zur Verteidigung des christlichen Glaubens) gehalten im sozialdemokratischen Arbeiterbildungsverein „Eintracht" in Zürich von D. K. Furrer. Zürich; bei Aug. Frick, 1893. 32 S. 40 Pfge.

„Als Ussa die Bundeslade stürzen wollte (2. Sam. 6, 6), da strafte ihn der Herr," sagte mir einmal ein Geistlicher und sprach damit ein abfälliges Urteil über die Apologetik, oder wenigstens eine gewisse Art der Verteidigung des Christentums. Wenn wir mit unserm öffentlichen Eintreten für die Religion nur sozialdemokratische Versammlungen interessant machen sollen, oder wenn man uns unsers Glaubens wegen zur Rechenschaft zieht und wir unsre Gründe vor einem Publikum vorbringen müssen, das uns mit spöttischer Geduld bis zu Ende hört, um uns schließlich durch Geschrei zu übertönen, so ist das unwürdig, und wir haben ein Recht, solchen Versammlungen fernzubleiben. Aber gewöhnlich ist es nicht so schlimm; auch in Zürich lag die Sache ganz anders. Der Verfasser bot sich selbst an, in einem Verein, der immer nur gegen das Christentum Gründe vorzubringen wußte, das Wort für seinen Glauben zu ergreifen. Man sehe doch bei solchem Streit nicht auf den äußern Erfolg, er wird nie sichtbar werden, und doch ist in den meisten Fällen nicht umsonst geredet. — Der Verfasser hatte anfangs nur die Absicht, in einer Rede „das Wesen der Religion und ihre Stellung zur Wissenschaft" zu entwickeln; die zahlreichen Einwände und Vorwürfe der Versammlung zeugten von tiefem Interesse an dem Gegenstande, sodaß der ersten Rede noch zwei weitere: „Das Christentum vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte" und „Nochmals das Christentum . . .," beigefügt wurden. — Unser Glaube ist mehr als die erste Rede ahnen läßt: „das innerste Wesen der Religion ist der Zug zum Unendlichen," Christus hat „das Unendliche als Liebe empfunden." Von dem Glauben, dem herzlichen Vertrauen auf Gott als Vater und seiner weltüberwindenden Macht ist nicht die Rede. Gegen diesen Vorwurf wird den Verfasser auch nicht die Bemerkung in der Einleitung schützen können, er habe nur „vom allgemein menschlichen Standpunkt aus die elementaren Grundlagen des Christentums verteidigen" wollen. — Ganz ausgezeichnet ist in der zweiten Rede der Zustand der alten Welt zur Zeit Christi geschildert und der gewaltige Einfluß des Welterlösers auf die Folgezeit. — Am interessantesten ist die Rede, in der die Vorwürfe gegen das Christentum widerlegt werden; hier öffnet sich eine Fundgrube für alle, die in ähnliche Lage kommen wie der Verfasser der Reden. Zunächst läßt Furrer, angeregt durch einen Einwurf, der den Buddhismus pries, die verschiednen Religionen Revue passiren und vergleicht sie mit dem Christentum. Dann werden die bekannten Vorwürfe: Kulturfeindschaft, Weltflucht, Servilismus und unsozialer Charakter des Christentums glänzend widerlegt. Es wäre vielleicht ganz nützlich, wenn man solche populär-apologetische Reden öfters drucken ließe, um sich eine Theorie zu bilden über die Art des Verhaltens in solchen Fällen. Es würde gewiß mehr erreicht werden, wenn auf unsrer Seite manche Ungeschicklichkeit, sei sie nun formell oder materiell, beseitigt würde. Dazu hilft aber nur lange Erfahrung. Pl

(Nachklänge des Irrenseelsorgestreits) aus dem Jahre 1893 lden zwei Broschüren, die die Christliche Welt wenigstens in aller irze erwähnen muß. Georg Hafner, Pastor in Elberfeld, gegen n besonders der Verein der deutschen Irrenärzte 1893 sich dahin aussprochen hatte, seine und seiner Genossen Lehre sei „nur geeignet, alte orurteile neu zu beleben, einen Gegensatz zwischen den Anstaltsgeist-hen und der ärztlichen Oberleitung zu schaffen, ein gedeihliches Zu-mmenwirken beider zu erschweren und die unglücklichen Kranken und re Familien aufs schwerste zu schädigen," hat in seinem dem Verein r deutschen Irrenärzte gewidmeten Vortrage „Die Dämonischen des euen Testaments" (Frankfurt a. M., Brechert, 1894, Preis 70 Pfge.) inen Standpunkt ausführlicher dargelegt. Ein Mitglied des genannten ereins, Dr. Hans Laehr, hat unter gleichem Titel (Leipzig, Fr. Richter, 394) eine Antwort darauf veröffentlicht, die in dem Urteil gipfelt, die en erwähnte gegen Hafner gerichtete Erklärung des Vereins der deut-hen Irrenärzte hätte wohl kaum eine bessere Rechtfertigung erfahren nnen als durch den Hafnerschen Vortrag. Ich hatte allerdings ein ilderes Urteil seitens des Arztes erwartet, wenn auch der Theologe die afnersche Grundanschauung nicht ernst und entschieden genug abweisen inn. Der Arzt durfte vielleicht mit der Anerkennung Hafners (S. 16), aß Irresein Krankheit ist, zufrieden sein; denn im Grunde sind damit lle bedenklichen Konsequenzen der Hafnerschen Dämonentheorie für die raxis abgelehnt. Laehr hat sich nicht damit begnügt, weil er aus der afnerschen Theorie von weniger gutherzigen und mehr logisch geschulten Männern schlimme Folgerungen gezogen fürchtet. „Denn in manchen Gemütern, deren Anschauung über Irre und Irrenpflege nicht ganz fest eht auf dem durch die heutige Psychiatrie gelegten Grunde, kann der tarke Most dieser neuen Theorie die alten Schläuche zerreißen und Un-eil genug anrichten" (S. 25). So ist eine feine Streitschrift entstanden, ie dadurch besondres Interesse erregt — und auch mich, der ich des Verfassers philologische Tüchtigkeit von Schulpforta her wohl kenne, recht iberrascht hat —, daß der Arzt Laehr, ohne theologische Hilfe arbeitend, n sorgfältiger Exegese den Theologen weit hinter sich läßt. Hafner glaubt nachweisen zu können, „daß der Dämonismus zur Zeit des Herrn nichts andres gewesen sein kann als die Geisteskrankheit in unsern Tagen";*) Laehr, der die auch Hafner unbekannt gebliebnen neueren Untersuchungen über die Frage (vgl. Schürer, Zur Vorstellung von der Besessenheit im Neuen Testament, Jahrb. f. prot. Theol. 1892, S. 633 ff.) nicht kennt, kommt der Erkenntnis doch nahe, daß in den verschiednen Quellen der Evangelien der Begriff des Besessenseins ein verschiedner ist. Auf das Einzelne der beiderseitigen Ausführungen kann ich bei der Enge des zur Verfügung stehenden Raumes nicht eingehen. Der Versuch Hafners, das Verhältnis der Begriffe körperliche Krankheit, Seelenstörung und Sünde klarzustellen, ist anzuerkennen, dessen Lösung aber verfehlt, weil die Grundvoraussetzung verkehrt ist: „das System des Glaubens hat eine Lücke, wenn wir über den Dämonismus im Unklaren uns befinden" (S. 5). Das ist eine Anschauung, die 1760, als Semlers Schrift über die Dämonischen erschien, zeitgemäß war, nun aber, wo wir seit Schleiermacher Glauben und Wissen schärfer zu unterscheiden gelernt haben, längst überwunden ist. Zimmer

(Ueber Parität) zu reden ist in der Gegenwart eine ebenso zeitgemäße wie schwierige Aufgabe, doppelt geeignet für die Geburtstagsfeier eines Hohenzollernherrschers an einer paritätischen Universität, aber gerade hier auch doppelt schwierig. Der bekannte Bonner Kirchenrechtslehrer Kahl hat diese Aufgabe in seiner Festrede (Freiburg und Leipzig, Mohr, 31 S. 0,80 Mk.) ebenso taktvoll und gewandt, wie klar und sicher gelöst. Sehr zweckmäßig hat er sich dabei auf die Darlegung des Problems der Parität, auf seine Entstehung, seine Entwicklung und seine gegenwärtige Ausgestaltung beschränkt. Kurz wird zu Anfang die Stellung des römischen Reiches und des Mittelalters zu den religiösen Anschauungen und Gemeinschaften, ausführlicher die Stellung der Reformatoren zu diesen Fragen charakterisirt. Die Reformation hat noch keineswegs die gesellschaftliche Bekenntnisfreiheit oder gar die Bekenntnisgleichheit angestrebt, sondern nur die Reinigung der einen, ungeteilten, christlich organisirten menschlichen Gesellschaft und die persönliche Gewissensfreiheit: „Einer paritätischen Staatsgewalt hätte Luther niemals ein kirchliches Regiment vertraut. Parität und Reformation haben keinen inneren Zusammenhang." Aber doch ist die Reformation in ihrer thatsächlichen Entwicklung, zunächst im Reich, dann aber auch in einzelnen Reichsständen, die Ursache geworden für das Paritätsprinzip. Zwar der Augsburger Religionsfriede 1555 kennt dies Prinzip noch nicht, sondern stellt nur die unter voller Rechtsverwahrung abgezwungne Anerkennung des gegenseitigen Besitzstandes dar. Aber der Westfälische Friede hat wirklich die Parität dargeboten und damit die christlich mittelalterliche Gesellschaftsordnung aufgelöst und das seit dem Altertum festgehaltne Verhältnis von Staat und Religion aufgegeben. Unter dem Einfluß des Naturrechts und seiner Vertreter fängt man an, Staat und Kirche theoretisch von einander zu scheiden und die Stellung des Staates zu den religiösen Gemeinschaften, die nun als formell gleichartige Größen neben einander betrachtet werden, praktisch nach der Staatsräson zu regeln. Freilich nicht im Reichsrecht, in dem die Parität stets einen mehr theoretischen und formalen Charakter behalten und nicht sowohl ein fruchtbares Prinzip als eine sichernde Schranke gebildet hat; wohl aber in einzelnen Reichsgebieten, vor allem in Preußen, wo die gegebnen Verhältnisse und die weitschauende Politik des großen Kurfürsten zu einer Neuordnung im Sinne der Parität der Bekenntnisse führten, —

eine Entwicklung, die im preußischen Landrecht ihr relatives Ziel erreicht hat. Für die Gegenwart unterscheidet Kahl drei Entwicklungskreise, in denen die Parität rechtlich ausgeprägt ist: erstens kennen wir die Parität als individuelle Rechtsgleichheit der Staatsangehörigen, insofern die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntnis unabhängig sind; zweitens erscheint sie als die wechselseitige Parität der verschiednen Religionsgesellschaften, insofern der Staat den Rechtsfrieden unter den Konfessionen aufrecht erhält und Uebergriffe der einen oder andern verhindert; drittens müssen die verschiednen Religionsgesellschaften dem Staate gegenüber paritätisch behandelt werden, freilich nicht in dem Sinne der abstrakten Gleichbehandlung, sondern nach dem praktischen Grundsatz: „Jedem das Seine." Auf dem ersten Gebiet muß die Parität durch eine einsichtige und gerechte Verwaltungspolitik geübt werden; auch in dem zweiten Kreise kann sie im Einzelfalle gar oft eine Frage der Zweckmäßigkeit werden. Das dritte Gebiet ist im eigentlichen Sinne der schwierige Gegenstand der Staatskirchengesetzgebung.

Die lichtvollen Ausführungen Kahls sind mit großer Freude zu begrüßen, zumal es bisher an Darstellungen dieser Art für gebildete Laien sehr gefehlt hat. Vor allem möchten die Lehrer der Geschichte und der Religion für ihren Beruf in Kahls Schrift reichen Gewinn finden. Endlich aber mag bei dieser Gelegenheit auch der Wunsch ausgesprochen werden, daß die heranwachsenden Geschlechter der Juristen sich mehr, als es in der Regel zu geschehen scheint, mit dem innern Wesen des Christentums und der Konfessionen vertraut machen und sich aus der vergleichenden Konfessionskunde, die in den letzten Jahrzehnten großartige Fortschritte gemacht hat, mehr als bisher fördern und belehren lassen. Sonst wird dasselbe Paritätsprinzip, das von sachkundigen, weisen und gerechten Richtern und Gesetzgebern gehandhabt ein Segen und eine moderne Errungenschaft ist, zur Gefahr und zur Quelle unendlicher Wirren für unser Volksleben. W Bornemann

(Kirchhofsskandale in Lothringen) von L. W. Voetzel. Barmen, D. B. Wiemann. 15 Pfge.

Der Verfasser, jetzt Pfarrer der deutsch-reformirten Kirche in Kopenhagen, früher Pfarrer in Diedenhofen, hat als Seelsorger der versprengten Evangelischen in jenem Teile Lothringens bis zur preußischen und luxemburgischen Grenze hin inmitten einer zum Teil äußerst unduldsamen, gehässigen Bevölkerung von Katholiken, nur zu gelehrigen Schülern der dort um so mächtigern, aber auch um so beschränktern römischen Geistlichkeit eine wahre Gemeinde unter dem Kreuz bedient. Von Zeit zu Zeit drang ja längst von dorther durch Vermittlung großer Blätter, zumal der vielgelesenen Kölnischen Zeitung, die Nachricht ins weite deutsche Reich, daß wieder einmal einem einsam, fern von seinen Glaubensgenossen gestorbnen Evangelischen ein stilles ehrliches Grab auf dem Kirchhofe verwehrt sei; hier sind diese ärgerlichen Auftritte zusammengestellt, von deren Urhebern kühn behauptet werden kann, daß sie den Namen „Christ" schänden und den Feinden der Religion nur Vorschub leisten, auch wenn sie im Priesterrock hoffärtig einhergehen. Friedhof! Jawohl, ein Ort des Friedens soll die gemeinsame Ruhestatt derer sein, die im Herrn sterben, aber was sehen wir hier daraus werden? Wo ein schwerkranker Evangelischer mit dem katholischen Dorfpastor vergebens verhandelt um ein Plätzchen auf dem Gottesacker, damit nicht seine Leiche über Berg und Thal vierzehn Kilometer weit nach Sierck auf einem Leiterwagen gefahren zu werden brauche (S. 11), wo man den evangelischen Leichenzug wiederholt zwingt, das Kirchhofsthor durch den Schlosser gewaltsam öffnen zu lassen, weil der Kaplan mit dem Schlüssel davon gegangen war (S. 31), oder ihm zumutet, durch ein eigens in die Mauer gebrochenes Loch zum ausgeworfnen Grabe in der Armsünderecke zu gelangen (S. 25), wo selbst Weiber hinter der Kirchhofsmauer mit Lachen die Leichenfeier begleiten (S. 29), und sogar gedungne Bauernflegel glauben ihrem Pfarrer und dem lieben Gott einen Gefallen zu beweisen, wenn sie frech den evangelischen Geistlichen in der Grabrede unterbrechen und mit Steinen nach den Leidtragenden werfen (S. 32). Und wird mit Hilfe des Kreisdirektors denn doch die Bestattung durchgesetzt, so gilt der Friedhof für entweiht, die evangelische Leiche auf dem katholischen Begräbnisplatze führt zum Interdikt, mit Entsetzen sehen und begreifen die lothringischen Dörfler, daß ihr Pastor nicht mehr auf den Friedhof geht, weil eine evangelische Leiche bei den Christen (!) bestattet worden ist, wie sie sagen. Von Trier nach Diedenhofen hat man nicht weit, das merkt der aufmerksame Leser auch aus diesem ergreifenden Schriftchen. Das ist jener finstere, grausam-herrische, uns tötlich hassende Geist, der nach Allmacht und weltlicher Herrschaft trachtet, ach wie weit, wie himmelweit von jener beseligenden Liebe entfernt, „darin hanget das ganze Gesetz und die Propheten." Es ist wohlgethan und verdienstlich, diese Verhöhnungen der evangelischen Brüder durch die römische Kirche zu sammeln und festzulegen, von denen die Nachwelt mit Staunen erfahren wird, wenn sie die Geschichte der ersten Jahrzehnte des neuen deutschen Reichs durchblättert. Unsern Glaubensgenossen in der Einsamkeit aber möge daraus der Trostgedanke neu belebt werden, daß sie alle gewürdigt sind, um ihres Glaubens willen Verfolgung zu erleiden, und verpflichtet, dieses köstliche Gut der evangelischen Ueberzeugung und Freiheit hoch zu halten bis zum letzten Hauch! Ert

Verschiedenes

(Wider den Trinkzwang) Die Temperenz- resp. Abstinenzbewegung gewinnt in der Schweiz zusehends an Boden. Die anfänglichen Vorurteile verstummen allmählich, und an ihre Stelle treten das Interesse

*) Wegen desselben Satzes wurde 1730 Wettstein seines Pfarramts n Basel entsetzt; so ändert sich das Urteil darüber, was orthodoxe Lehre ist.

und die Anerkennung für die unermüdliche und namentlich auch sozial bedeutsame Arbeit der verschiednen auf diesem Gebiete thätigen Vereine. Im Kampf wider das Alkoholelend stehen eine Anzahl Professoren vornan. Aber auch aus den übrigen Bevölkerungskreisen gesellen sich ihnen Helfer bei. Es ist nichts Seltnes mehr, daß Pfarrer, um einzelnen dem Trunke ergebnen Gemeindegliedern in brüderlicher Weise zu Hilfe zu kommen, selber für kürzere oder längere Zeit zur Abstinenz sich verpflichten. Unter den Gegnern des Alkohols fehlen auch sozialdemokratische Arbeiterführer nicht. Selbstverständlich können die drei schweizerischen Trinkerheilstätten ihre Aufgaben um so besser lösen, je mehr ihre Entlassenen in Vereinen und an der öffentlichen Meinung einen Halt finden. So ist beispielsweise bei den Entlassenen der Anstalt Ellikon die Zahl der abstinent Gebliebnen von 23,6 Prozent im Jahre 1889 auf 57,6 Prozent im Jahre 1893 gestiegen, während gleichzeitig die Zahl der Rückfälligen von 38 Prozent auf 16,9 Prozent sank. Der Staat leistet Beiträge zur Versorgung in diesen Anstalten. Einige Kantone unterstützen auch die Temperenzvereine finanziell. Ohne Zweifel wird der vom 20. bis 22. August in Basel stattfindende fünfte internationale Kongreß zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke der Sache wirksame Förderung verschaffen.

Am schwersten findet die Antialkoholbewegung da Eingang, wo ihr vor allem auch Erfolg zu wünschen wäre, in der akademischen Jugend. Jeder, der Umschau hält über seine Mitabiturienten, die einst mit ihm ins erste Semester zogen, wird mit Trauer gewahr, daß so mancher Zeit und Geld und — was das Schlimmste ist — Begabung und Charakter dem Alkohol als Opfer ließ. Allerdings existiren an den schweizerischen Gymnasien und Hochschulen schon seit Jahren Abstinenzvereine. Doch bleiben gerade die Kreise, in denen das gesellige studentische Leben vornehmlich gepflegt wird, den Mäßigkeitsbestrebungen unzugänglich. Es ist deshalb ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die älteste und angesehenste Studentenverbindung der Schweiz, der Zofingerverein, der in seinen zehn Sektionen durchschnittlich über 450 Mitglieder zählt, den Mut gefunden hat, die Frage der studentischen Trinksitten, des „Komments," einmal unbefangen zu prüfen. Einige glückliche Aenderungen des Komments waren zwar in letzter Zeit bereits erreicht worden. Aber der Zentralausschuß des Vereins, gegenwärtig in Genf, wünscht, daß man allgemein und grundsätzlich die Sache einmal bespreche. In der Aprilnummer des Zentralblattes weist er darauf hin, daß die Verpflichtung des Zechers zu bestimmten potatorischen Leistungen un usage importé d'Allemagne sei. Il ne peut se réclamer à nos yeux du titre de vieille coutume helvétique, qui nous obligerait à avoir pour lui certaines complaisances. Nous sommes donc libres de le soumettre à un examen impartial. Dann werden namentlich folgende drei Punkte zur Diskussion empfohlen:

1. Certaines pratiques du comment ne sont-elles pas de nature à faire naître chez les jeunes membres un faux amour-propre qui les pousse à boire plus leur mesure?

2. Liegt nicht die Gefahr im Komment, daß une sorte d'exagération du „corpsgeist," un esprit de caste erzeugt wird, die dem Gefühl der Solidarität durchaus widerspricht, das wir als vaterländischer Verein den Studiengenossen und der Bevölkerung gegenüber in uns tragen sollen?

3. Soll nicht jede Sektion, die einen Komment anwendet, denselben avec le plus de largeur possible handhaben, damit nicht Jünglinge, die dem Vereine wohl anstünden, aber nicht Verpflichtungen auf sich nehmen wollen, denen sie ihre Billigung versagen müssen, vom Eintritt abgehalten werden?

Es ist zu hoffen, daß dieser Feldzug gegen die Trinkunsitten nicht erfolglos bleibe, und daß überhaupt die Studentenschaft, die sich so gern die Blüte eines Landes nennen läßt, anfange, auch in diesen Dingen den für andre Menschen geltenden sittlichen Maßstab an sich selbst anzulegen. Denn, wie es in derselben Nummer des Zentralblattes der Zofingia an andrer Stelle vom Studenten heißt: Ce qui est plus important que les études, c'est la conduite. Ce n'est pas le jugement de tes professeurs ou tes égaux sur toi, que je veux écouter, c'est celui des humbles. Comment veux-tu que l'ouvrier te respecte et respecte la classe à laquelle tu appartiens, lorsqu'allant à son travail le matin, il te recontre revenant de tes plaisirs nocturnes? —z

(Die religiöse Bildung besonders des niedern italienischen Volkes) Ueber Religion und Religiosität im schönen Lande Italien herrschen bei uns zum Teil ganz falsche Ansichten. Es sei uns daher gestattet, unsre langjährigen Erfahrungen hinsichtlich dieses Punktes hier niederzuschreiben. Zunächst müssen wir die Behauptung aufstellen: Je mehr nach Süden, desto mehr sinkt Religion und Religiosität zu etwas ganz Aeußerlichem herab, was sich weit von Hegels Begriff der Religion „als denkender Erhebung des denkenden Geistes zum Absoluten" entfernt. Fällt die schöne Hülle, so bleibt nichts als Unglaube und Aberglaube. Ich will gleich von vornherein bemerken, daß diese Beobachtung nicht allein von den deutschen evangelischen Reisepredigern, sondern auch von den vielen katholischen Geistlichen, die Italien bereisen, unumwunden zugegeben wird. Welches sind nun die Gründe dieser Erscheinung? Wer das erste mal in eine italienische Stadt, besonders in Süd- und Mittelitalien, kommt, wird sich, ohne die Verhältnisse zu kennen, im ersten Augenblick wundern, wie religiös das Volk ist oder doch zu sein scheint. Die Leute eilen am Sonntag und an den zahlreichen kirchlichen Festtagen scharenweise zur Messe; Frauen sieht man aus allen Ständen, von den Männern jedoch halten sich die bessern Kreise zumeist fern, während der rohe und unwissende Bauernstand viele Vertreter stellt. Der Gottesdienst in Italien besteht aus der Messe, aus weiter aber nichts. Eine Predigt giebt es nicht oder höchstens in einigen wenigen

Kirchen während der Fastenzeit. Es fehlt somit gänzlich die christliche Belehrung in der Kirche, dafür aber haben wir außer großartigem Pomp die schönste Operettenmusik auf der Orgel, ja selbst Walzer und andre Tänze bekommt man zu hören, sodaß viele ganz harmlos meinen, die Messe sei so gut wie die Operette. Schreiber dieses wohnte mit verschiednen deutschen katholischen Priestern einmal einer solchen Messe bei. Es war in Loreto, dem berühmten Wallfahrtsort. Noch heute klingt ihm das entrüstete etwas derbe Wort eines seiner Begleiter in den Ohren: „Ein solcher Tingeltangel ist doch nur in Italien möglich!" Das Messegehen wird zur Gewohnheitssache in Italien, nicht zur Gewissenssache; vielfach verbirgt sich dahinter Neugierde und Eitelkeit, während die religiöse Erbauung in den Hintergrund tritt. Daß man in Italien selbst ganz kleine Kinder in die Messe mitnimmt, trägt sicherlich auch nicht mehr zur Erbauung bei. Wie steht es nun mit der christlichen Belehrung im allgemeinen? Im ganzen und großen außerordentlich traurig. Es herrscht in Religionssachen die denkbar größte Unwissenheit, wofür wir verschiedne Gründe anführen können. Zunächst sind Staat und Kirche in Italien Antipoden. Nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes in Italien wurde jeder Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen verbannt. So trifft man selbst nicht in den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren irgend welche Unterweisung in religiösen Dingen. In keiner Schule wird der Unterricht mit Gebet begonnen und geschlossen. Dadurch wird besonders der männliche Teil der Bevölkerung indifferent gegen die Religion und noch mehr. Da die klerikalen, d. h. päpstlichen Parteien sowie deren Presse die Institutionen bekämpfen und den italienischen Monarchen ganz öffentlich als Usurpator erklären, so sagen sich die Männer oft von jeder Religion los. „Hie Welf, hie Waiblingen!" Anhänger der Klerikalen sein heißt in Italien in den meisten Fällen Gegner der Monarchie sein. „Freie Kirche im freien Staat" ist die Losung. Die Religion ist Privatsache, erklärt der Staat. Die religiöse Bildung der Kinder soll ganz der Familie überlassen bleiben. Die bessern Familien, die Mittel haben, lassen nun wohl meistens ihren Kindern Religionsunterricht von den Priestern geben, aber die große Masse des Volks geht gänzlich leer aus und ist daher ungemein roh und entsittlicht. Die Schule kann in den wenigen Jahren (in Italien ist nur drei Jahre eigentlicher Schulzwang, doch nicht in unserm deutschen Sinne) sicherlich nicht den fehlenden Unterricht in der christlichen Moral anders ersetzen. Es ist kein Wunder, wenn man in Italien auch in den sogenannten bessern Ständen die ärgsten Flüche hört, die die Religion öffentlich verspotten, wenn das niedere Volk wie im Mittelalter der Blutrache und andern niedern Leidenschaften fröhnt, die nicht allein im heißen Blut der Südländer ihre Erklärung finden. Leider ist der größte Teil, besonders der niedern Landgeistlichen, selbst wenig gebildet und hält mit den oft fein gebildeten katholischen Geistlichen Deutschlands keinen Vergleich aus. Die Folge davon ist, daß sich der geistliche Stand überall eine scharfe Kritik gefallen lassen muß, was sicher nicht die Kluft zwischen Staat und Kirche ausfüllt. Alle diese Erscheinungen bewirken, daß Religion und Religiosität in Italien im allgemeinen auf tiefer Stufe stehen. Andre mehr innere Gründe kommen hinzu. Der Italiener ist weit oberflächlicher als der Deutsche. Er nimmt das Leben, wie es ist und so leicht als möglich. Nicht mit Unrecht sagt daher ein bedeutender Geograph, das italienische Volk gleiche einem Volk von Kindern; eine ernste Weltanschauung, das Grübeln und Philosophiren über Religion ist ihm, gleich den Kindern, fremd. Wie dem kindlichen Alter alles, was Augen und Ohren gefangen nimmt, gefällt, ohne daß es nach dem Warum fragt, so ist auch den Bewohnern des Südens unser von allem Pomp abstrahirendes ernstes Christentum unverständlich, und es bleibt nur die äußere glänzende Form der kirchlichen Funktionen, die anzieht.

Wenn man die große Unwissenheit des niedern Volkes, besonders im Süden Italiens, berücksichtigt, so wird man es auch begreiflich finden, daß der krasseste Aberglaube an Stelle des wirklichen Glaubens tritt. Ein Beispiel: Zum Fest des San Gennaro in Neapel strömt alles Volk in eine Kirche, um sich von den Priestern ein Gefäß zeigen zu lassen, in dem das Blut des genannten Heiligen angeblich ohne äußere Veranlassung kocht! Das Volk gerät bei diesem Anblick in eine geradezu wahnsinnige Exaltation. Kr-V

(Herr Professor Cremer) hat das Bedürfnis gefühlt, der landeskirchlichen Versammlung (vgl. v. Nr.) ein „nachträgliches" Wort hinzuzufügen, das die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung veröffentlicht. Wir begreifen und freuen uns, daß ihn sein Gewissen dazu drängte. Denn wie die Versammlung verlief, merkte man wenig von dem, was dieselbe Deutsche Evangelische Kirchenzeitung von ihr rühmt: daß sie an den sechs Universitätsprofessoren, die ihr beiwohnten, „eine stattliche Anzahl von Fachmännern, die sie beraten konnten, zur Seite hatte." Daß sie in Wahrheit nicht beraten wurde, daran hat nach Cremers Aeußerung die allerdings begreifliche „unausbleibliche Abspannung" schuld.

Cremer empfindet es, daß damit im Grunde nichts gethan ist, wenn man dem Kaiser und dem Kultusminister zu Ehren eine Demonstrationsversammlung abgehalten hat. Er weiß, daß die eigentliche Aufgabe nach wie vor noch zu lösen bleibt, nämlich die, „den Beweis zu führen, daß es in der That keinen Glauben geben kann, der sich nicht an die Heilsthatsachen gebunden weiß." Er stellt also für sich und seine theologischen Gesinnungsgenossen ein Arbeitsprogramm auf. Vortrefflich! Was kann uns willkommener sein, als wenn man eine irrende theologische Wissenschaft durch eine die Wahrheit besser erfassende überwindet! Herr Professor Cremer und seine Freunde sollen doch nicht meinen, daß wir diesen ihren Dienst ablehnen. Aber wenn sie ihre Aufgabe so auffassen, können sie dann Freude haben an einer für die Lösung des eigentlichen

Problems von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilten Protestversammlung?

Die Parole Arbeit! schließt uns aufs innigste mit Cremer und allen, die seinen Appell verstehen, zusammen. Sie enthält das herbste Verdikt über jeden Versuch, der evangelischen Kirche lieber durch Demonstrationsversammlungen mit politischer Tendenz aufzuhelfen.

Daß auch wir uns in unserm Glauben an Heilsthatsachen gebunden wissen, will ich nur um Mißverständnisse zu vermeiden noch hinzufügen.

R

(Ist das möglich?) Durch die verschiedensten Zeitungen geht die Nachricht, daß in Dassow in Mecklenburg gegen eine Arbeiterfrau, weil sie bei der Beisetzung ihres verstorbnen Kindes am offnen Grabe ein Gebet gesprochen hat, ein Strafbefehl ergangen sei. Das Schriftstück lautet: „Die Arbeiterfrau Dorothea Bruhn, geb. Bibow, zu Neu-Vorwerk hat laut dienstlicher Anzeige des Wachtmeisters Päton III zu Dassow am zweiten Ostertage 1895 nachmittags bei Beerdigung ihres Kindes, bei der der Ortsgeistliche nicht zugegen war, eine Rede, bezw. ein Gebet gesprochen. Die Frau wird deshalb auf Grund der Verordnung vom 25. November 1851, betreffend die Grabreden der Nichtgeistlichen, zu einer Geldstrafe von zwei Mark eventuell Haft von einem Tage verurteilt. Es kommen hierzu an Gebühren und Auslagen noch 1,50 Mark. Unterzeichnet ist der Strafbefehl: Dassow, 22. April 1895. Ritterschaftliches Polizeiamt." Die Frau soll nämlich im Beisein mehrerer Nachbarsleute am offnen Grabe folgenden Gesangbuchvers gesprochen haben: „Hier liegst und schläfst du ganz in Frieden — Dieweil dein Hirte bei dir wacht. — Von Jesu bleibst du ungeschieden — Auch in der letzten Todesnacht. — Er lenkte deine Tageszeit — So früh schon zu der Ewigkeit. Amen." Wenn es sich so verhält, was wird die mecklenburgische Kirchenbehörde zur Wahrung des allgemeinen Priesterrechts der Gläubigen thun?

R

Kongreß in Erfurt!

Pfarrer Kötzschke in Sangerhausen wird bei Gelegenheit des Erfurter Kongresses Donnerstag, den 6. Juni, nachmittags eine Spezialkonferenz abhalten, die über Gemeindepflege und Gemeindeorganisation verhandeln soll. Wer zu dieser Frage Erfahrungen gesammelt hat, aber verhindert ist, sie an Ort und Stelle persönlich mitzuteilen, ist gebeten, sein Material brieflich genanntem Herrn zur Verfügung zu stellen.

Pfarrer Naumann kündigt an, daß er die Freunde der „Hilfe" in den Kongreßtagen um sich versammeln will. Auch wird sich eine Gelegenheit finden müssen, wo über unsre Tageszeitung vertrauliche Eröffnungen gemacht werden. Eine besondre Zusammenkunft der „Freunde der Christlichen Welt" ist daher nicht beabsichtigt.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Hilferuf aus Laibach

Teure Glaubensgenossen!

Die Schreckenskunde von dem furchtbaren Erdbeben, das in der Nacht des Ostersonntag die krainische Landeshauptstadt **Laibach** bis in die Grundfesten erschütterte, ist in alle Welt gedrungen. Das unbeschreibliche Elend der schwer heimgesuchten Bewohner hat allerorten die Herzen bewegt und opferwillig gemacht, um, wo nicht Abhilfe zu schaffen, doch lindernd einzugreifen. Unter denen, die mit am schwersten betroffen wurden, steht unsre evangelische Gemeinde in Laibach.

Unser in langjähriger Mühe und mit viel Freundeshilfe erworbener Gemeindebesitz, bestehend in Kirche und Pfarrhaus, ist zerstört und verwüstet. Die Kirche ist in ihrem gegenwärtigen Zustande unbenützbar; ein andrer Raum zur Abhaltung der Gottesdienste ist nicht vorhanden. Wir sind wörtlich auf die Straße angewiesen. Als es uns aus tiefstem Herzen drängte, gemeinsam dem Herrn zu danken, der mitten unter den fallenden Mauerstücken und den stürzenden Schornsteinen und Dachziegeln wunderbar gnädig unser aller Leben bewahrte, da mußten wir unsern Dankgottesdienst infolge des strömenden Regens in einem unter Bäumen aufgeschlagnen Leinwandzelt abhalten. Ein andres Obdach haben wir auch für die fernere absehbare Zeit nicht. Mit dem Abtragen des rundum gesprungnen Kirchturmes ist bereits begonnen. Das Treppenhaus wird bald nachfolgen. Den obern Teil desselben zu betreten ist wegen der Gefahr des Einsturzes baupolizeilich untersagt worden. Die kreuz und quer durchgerissenen Mauern, deren Spalten den Blick ins Freie gestatten, stellen uns die furchtbare Macht der verheerenden unterirdischen Gewalt vor Augen.

Auch in dem Pfarrhause ist kein einziges Zimmer bewohnbar.

Es war der Stolz und die Freude der Gemeinde seit 43 Jahren gewesen, ihren Pfarrern ein so überaus freundliches Heim bieten zu können — nun ist es ein Anblick zum Jammern. Der Pfarrer selbst teilt seit jener ersten Schreckensnacht mit sämtlichen Bewohnern des Pfarrhofes seinen — Garten. Ein lose zusammengefügtes Bretterdach war die ersten zehn Tage die Zufluchtsstätte gegen Regen; nun ist dasselbe durch eine Vorderwand zu einer Art Baracke vervollständigt worden. Da das Pfarrhaus geräumt werden mußte, bleibt der Garten bis auf weiteres die Wohn- und Schlafstätte für drei Familien. In demselben wurde zur Bergung von Möbelstücken durch das Entgegenkommen der Garnison ein Zelt aufgestellt, das aber bei den in unserm Lande langandauernden Regengüssen nicht einmal Schutz vor Nässe gewährt. Dazu kommt, daß heute — nach 3 Wochen — die Erde sich noch nicht beruhigt hat, sondern ein Vibriren des Bodens wie auch vereinzelte Erdstöße noch immer sich fühlbar machen.

Daß unsre evangelische Gemeinde besonders schwer gelitten hat, ist ja auch in den öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht worden. Aber wer wird uns helfen, die zur Herstellung unsers Gemeindebesitzes nötigen Mittel aufzubringen? Nach einer fachmännischen Schätzung benötigt unsre Gemeinde **30 000 Gulden**. Fast möchte uns alle freudige Hoffnung für die Zukunft der Gemeinde schwinden, wenn wir an diese Summe denken.

Unsre Gemeindeglieder, an Zahl gering und durchwegs dem ärmern Mittelstande angehörend, haben an Opferwilligkeit für evangelische Zwecke in den letzten Jahren das Aeußerste geleistet. Nun aber sind sie selbst alle mehr oder weniger geschädigt. Wer eine Baulichkeit besitzt, muß kostspielige Reparaturen vornehmen oder gar sein Haus demoliren. Geschäftsleute stehen nicht nur inmitten einer Geschäftsstockung, viele müssen ihre Läden ganz schließen, weil das betreffende Haus zu der großen Menge derer gehört, deren Abtragung behördlich angeordnet ist. Eine Reihe von Gemeindegliedern hat Laibach in diesen Tagen für immer verlassen, die Mehrzahl der anwesenden wohnt seit Wochen in Zelten, Waggons und Baracken. Mit jedem Tage stellt sich der Umfang der Notlage größer heraus, als anfangs angenommen wurde. Ueber einen Gemeindefonds verfügen wir nicht. Wir sind gefaßt und ergeben, aber völlig hilflos. **Bei dem in der Stadt allgemein herrschenden Elende kann bestenfalls nur ein sehr geringfügiger Teilbetrag der durch öffentliche Sammlungen aufgebrachten Hilfsgelder unsrer Gemeinde zu gute kommen,** da sie zum größten Teile für Beschaffung von Notwohnungen, Beköstigung ꝛc. aufgebracht werden dürften; wir sind mit unsern Hoffnungen fast ausschließlich auf die Glaubensgenossen angewiesen. Im Vertrauen auf die oft bewährte Opferwilligkeit derselben richten wir daher in dieser schweren Zeit die Bitte an Sie:

Helft unsrer durch das Elementar-Ereignis so furchtbar betroffnen evangelischen Gemeinde Laibach in ausgiebiger Weise!

Wo die allgemeine Mildthätigkeit, tief bewegt von dem besondern Grauen und Schrecken, die dieses Unglück begleiteten, ungewöhnliche Thaten der Großherzigkeit leistet, da dürfen wir hoffen, daß auch die evangelische Bruderliebe sich in ganz besondrer Weise des tieferschütterten evangelischen Gemeinwesens in Laibach annimmt.

43 Jahre hindurch war unsre Gemeinde, die der einzige evangelische Posten im Herzogtum Krain ist, der Sammelpunkt für die im ganzen Lande zerstreut wohnenden Evangelischen — zu allermeist Reichsdeutsche, Schweizer, Engländer. Viele von diesen, die, abgetrennt von der evangelischen Heimat, in Gefahr standen, für die evangelische Kirche ganz verloren zu gehen, sind durch die von hier ausgegangne geistliche Thätigkeit wieder fest und warm geworden; manche, die längst am Glauben Schiffbruch gelitten hatten, haben hier gelernt, ihr Leben auf den Felsengrund des Wortes Gottes zu bauen. Verhelfen Sie uns zu den Mitteln, daß dies auch fernerhin in gleichem Umfange geschehen kann, und machen Sie uns die Not zu einem Segen durch die Erfahrung von der Wunden heilenden Macht der Liebe, die aus dem Glauben kommt.

Laibach, 3. Mai 1895

Für die evangelische Gemeinde Laibach:

Carl Rüting Kurator	Hans Jaquemar Pfarrer	August Drelse Kassirer

Adresse für direkte Gaben:

Presbyterium der evangelischen Gemeinde Laibach

Wir fühlen uns gedrängt, auch unserseits dem vorliegenden Bittgesuche das Geleitswort innigst teilnehmender Bruderliebe mit auf den Weg zu geben und von der schwer bedrängten Gemeinde zu bezeugen: Sie ist es wert, daß du ihr das erzeigest! (Luk. 7, 5.)

Der südösterreichische Zweigverein der Gustav-Adolf-Stiftung

Triest, am 3. Mai 1895

L. Meyer Schatzmeister	Pfarrer J. Schalaudek Obmann	A. Fraisse Schriftführer

Der österreichische Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung

Wien, am 3. Mai 1895

Dr. theol. C. A. Witz, Obmann — Ferdinand Schur, Schriftführer

Albert Rogge — Robert Schreiber
Schatzmeister

Norddeutsche Versammlung f. Kindergottesdienst

zu Bremen, am 5. und 6. Juni 1895

Mittwoch, den 5. Juni, abends 7 Uhr: Begrüßung im Gemeindehause der Friedenskirche, mit Ansprachen verschiedner Teilnehmer.

Donnerstag, den 6. Juni, morgens 9 Uhr: Konferenz im Gemeindehause der Friedenskirche. 1. Morgenandacht, Dompastor Schluttig aus Bremen. 2. Vortrag des Herrn Professor D. Knoke aus Göttingen: Die Bedeutung des Helferdienstes für Helfer, Kinder und Gemeinde. — Diskussion. — Pause. — 3. Vortrag des Herrn Pastor Zauleck aus Bremen: Gruppenkatechese und Schlußkatechese. — Diskussion. 4. Beschlußfassung über Jahr und Ort einer etwaigen ähnlichen Versammlung. Nachmittags 5 Uhr: Kindergottesdienst in Unser Lieben Frauen-Kirche. Liturgie: Pastor Tiesmeyer aus Bremen; Katechese: Superintendent Nelle aus Hamm; Ansprachen: Pastor Schmidt aus Köln-Deutz; Propst Treplin aus Hademarschen. Abends 7 Uhr: Geselliges Beisammensein im Parkhause des Bürgerparks, mit einfachem Abendessen.

Das Komitee und das Lokalkomitee

Erklärung

Die Unterzeichneten teilen mit, daß die zwischen dem Pfarrer Brinckmann in Landsberg a. W. und dem Zentralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins obwaltenden Differenzen Gegenstand einer mündlichen Erörterung zwischen ihnen gewesen sind, und daß diese Erörterung zu dem beiderseitigen Entschluß geführt hat, die Angelegenheit als erledigt zu betrachten und von einer fernern gegenseitigen Polemik Abstand zu nehmen.

Berlin, den 7. Mai 1895

gez. **Brinckmann** gez. **Dr. Arndt**

Für Hamburg und Umgegend

Die Freunde der Christlichen Welt werden zu einer zwanglosen Zusammenkunft auf

Donnerstag, den 30. Mai d. J.
abends 8½ Uhr

im Hotel Moser (Rathausmarkt 12) ergebenst eingeladen.

A. Köster Dr. med. Marr L. Nagel Dr. phil. Wagner

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.
Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** von Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.
Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Professor D. Adolf Harnack. Preis 40 Pfg.
Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um d. Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.
Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** v. D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.
Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in d. evangelischen Kirche** von D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.
Nr. 7. **Das alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.
Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pfarrer L. Clasen. Preis 40 Pfg.
Nr. 9. **Christentum u. Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservat. Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pfg.
Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kleinen Katechismus.** Fragen u. Vorschläge von Professor Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.
Nr. 11. **D. Glaube a. Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens** von Professor D. Max Reischle. Preis 40 Pf.
Nr. 12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Pfarrer Gust. Habermann. Preis 50 Pf.
Nr. 13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis** von D. Karl Köhler. Preis 40 Pfg.
Nr. 14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pfg.
Nr. 15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pfg.
Nr. 16/17. **Kirche Christi u. Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Prof. der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pfg.

In Vorbereitung sind:

Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien.
Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg.
Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Kahl, W., Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik. Erst Hälfte: Einleitung und allgemeiner Teil. 8 Mk., geb. 10,50 Mk
— — Die Konfession der Kinder aus gemischter Ehe. Zu den Vorschlägen über die Kodifikation des deutschen bürgerlichen Rechts 1,20 Mk.
— — Ueber Parität. Akademische Festrede. Gehalten zur Feier de 27. Januar 1895 an der Universität Bonn. 80 Pfge.
Krauß, F. A. Karl, Im Kerker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Kultur- und Rechtsleben vergangner Zeiten. In drei Büchern. 6 Mk., geb. 7,50 Mk

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hause finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. Mosche Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mark	ohne Porto und Kiste

Vorzügliche Ausführung in Elfenbeinmasse

Spezialverzeichnisse über christl. Kunst kostenlos

Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4

Soeben erschien in der G. Braunschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe:

Zittel, E.,

Vom Ursprung und Inhalt der Schriften des Neuen Testaments

—• **Preis 80 Pfge.** •—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch die Verlagshandlung.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Korbflaschen

zu **Geschenkzwecken sehr geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** etc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24**, alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Verlag v. Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen von einem **Deutschnationalen**

Preis broschirt 3 Mk. 50 Pfge.

* Zahlreiche freiwillige Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894
P.., Pastor, **B..** bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe

für Herren und Knaben,

Altar- und Kanzeltuch

in den stilgemäßen Farben, echt und reinwollen,

gediegenes Fabrikat

versendet direkt an Private zu billigsten Preisen

Th. Herrmann,

Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurriren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. **P..**, Pastor, **T..** (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig